Heute auf Seite 3: H. J. v. Merkatz – Staat und Gesellschaft nach der Katastrophe

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Jahrgang 25 — Folge 28 2 Hamburg 13, Parkallee 86 / 13. Juli 1974 C 5524 C

Brandts magere Ostpolitik

Die römischen Gespräche der SPD und ihre Folgen – Bonn von den Sowjets in die Falle gelockt

Der Moderator des „ZDF-Magazins", Gerhard Löwenthal, hat dem Bundestagsausschuß zur Untersuchung der Guillaume-Affäre Ablichtungen oder Abschriften von Dokumenten des Bundesnachrichtendienstes zur Frage der außenpolitischen Aktivität der SPD in jener Zeit ausgehändigt, als Bundeskanzler Kiesinger die Bundesregierung leitete und Willy Brandt Außenminister war. Es handelte sich um Unterlagen, welche der früherer „Kanzleramtsminister" Ehmke in der Originalfassung vernichten ließ.

Nun wird sich zwar der Guillaume-Ausschuß nicht mit dem Material befassen, zumal die SPD-Vertreter mit begreiflichem Unwillen das Bekanntwerden des Inhalts der BND-Berichte verzeichneten, aber es muß doch lebhaft begrüßt werden, daß die westdeutsche Öffentlichkeit nun durch Presseberichte darüber informiert worden ist, was in den Papieren zu lesen stand, die dem Zerreißwolf überantwortet wurden. Von besonderer Bedeutung für die Beurteilung der dann von der Bundesregierung der sozialdemokratisch-liberalen Koalition betriebenen Ostpolitik ist dabei ein Bericht des BND über vertrauliche Gespräche, welche die SPD-Vertreter Egon Franke, der jetzige Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen, Fred Wesemann und Leo Bauer am 29. und 30. November in Rom mit Spitzenfunktionären der Kommunistischen Partei Italiens geführt haben. Der Text des Berichts enthüllt folgendes:

1. Die SPD-Delegierten begrüßten die von der KPI eingeschlagene politische Linie, die — so ist dazu zu bemerken — durch die Bemühungen einer starken, aber nicht-regierenden KP charakterisiert waren, eine gewisse Distanzierung von der Sowjetunion zu demonstrieren.
2. Man sprach sich für die Begründung einer „Partei demokratischer Opposition links von der SPD" in der Bundesrepublik Deutschland aus. Damit konnte nur die DKP gemeint sein.
3. Als Fernziel wurde — in außenpolitischer Hinsicht — die „Überwindung der Blöcke" und der Abschluß eines „kollektiven europäischen Sicherheitspaktes" mit der Maßgabe einer einschlägigen Vereinbarung zwischen Washington und Moskau anvisiert. Dabei handelte es sich offensichtlich um das Bahr-Konzept, das auf der irrigen Annahme beruhte, unter einem solchen „Dach" werde in Deutschland ein „Wandel durch Annäherung" erreicht werden.
4. Dementsprechend wurde die KPI gebeten, „günstige Bedingungen für die Verwirklichung einer stufenweisen Annäherung zwischen der SPD und der SED zu schaffen", was zugesagt wurde.

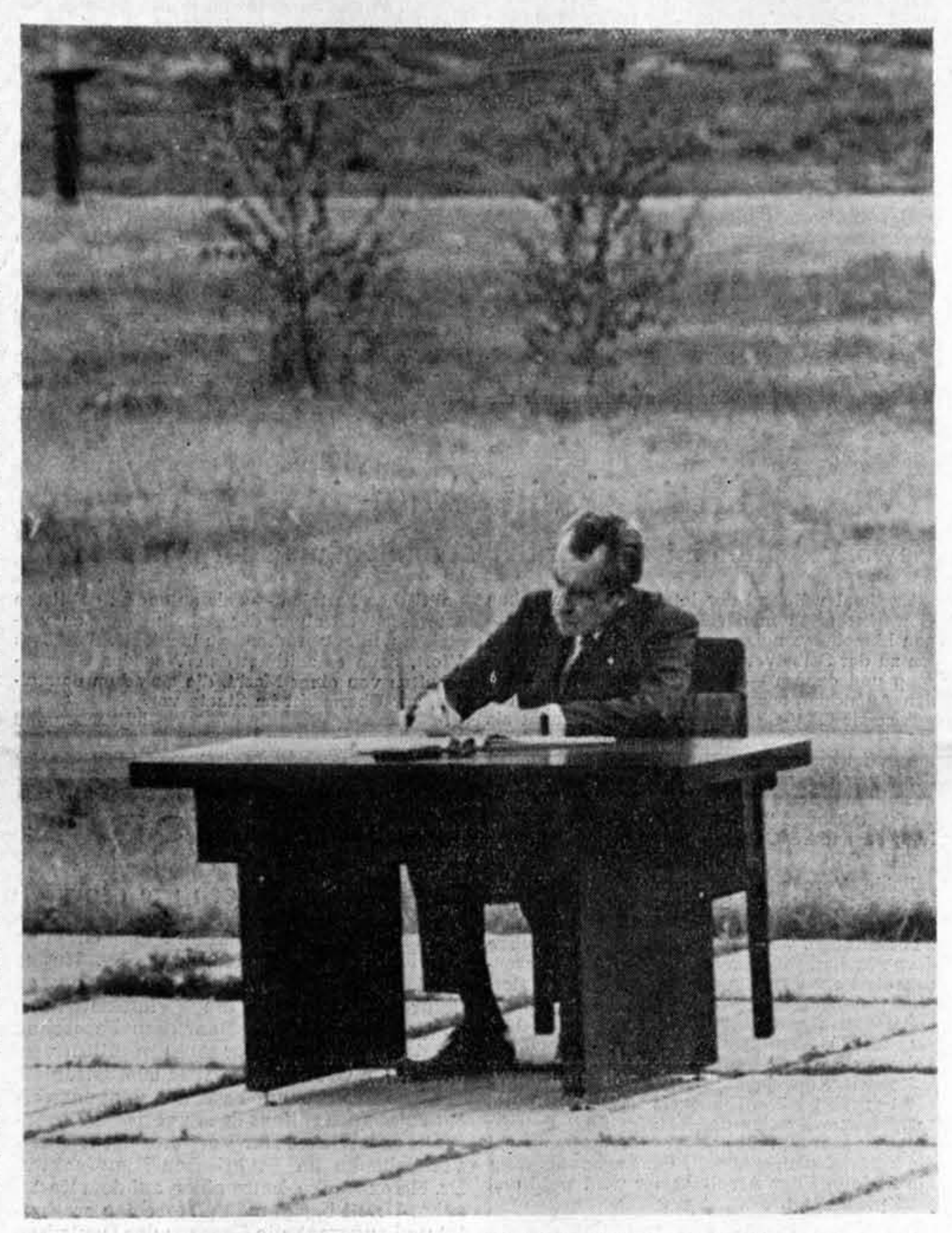
Die übrigen Punkte der Vereinbarung betrafen die Kontakte der SPD mit den italienischen und französischen Kommunisten sowie mit den belgischen und skandinavischen Sozialdemokraten.

Wie zu sehen ist, war die SPD bereits damals darauf bedacht, eine Außenpolitik zu betreiben, die auf die Errichtung eines sozialdemokratisch-„reformkommunistisch" geprägten Europas im Raume zwischen Skandinavien und dem Mittelmeer abgestellt war, und das war ein Konzept, nach dem die Bundesregierung Brandt/Scheel denn auch verfahren ist, indem außerdem noch die ostmitteleuropäischen Staaten „hineingenommen" wurden. Tatsächlich wird hier der Hintergrund dafür erkennbar, daß Willy Brandt sich besonders der Pflege des Verhältnisses zu Jugoslawien annahm, nachdem er sich noch als Bundesaußenminister um die Herstellung diplomatischer Beziehungen zu Rumänien bemüht hatte. Aus dem gleichen Grunde wurde zwecks Einbeziehung Warschaus — die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie vorgenommen, und schließlich der Prager Vertrag als Voraussetzung für die „Normalisierung" der Beziehungen zu Ungarn und Bulgarien abgeschlossen. Man kann es ohne weiteres als Bestätigung des bereits in den römischen Gesprächen in den Grundlagen aufgezeigten ostpolitischen SPD-Programms bezeichnen, wenn heutzutage von Bonn vorgebracht wird, der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der CSSR stelle — trotz aller zugegebenen Mängel — so etwas wie eine „Krönung" der Bonner Ostpolitik dar.

Zugleich aber stellt sich heraus, warum die Ostpolitik Willy Brandts letztlich scheitern mußte. Denn natürlich wurde der Kreml unverzüglich über die Vorbesprechungen in Rom informiert, wobei es eine offene Frage ist, ob dies von italienischer Seite oder von Bonn aus erfolgte. Die Sowjetführung erkannte die Chance, Bonn in die selbstgestellte Falle zu locken. Indem sie scheinbar auf die außenpolitische Konzeption Brandts einging, veranlaßte sie den Abschluß des Moskauer Vertrags, der die Anerkennung der Teilung Deutschlands und des Status quo in Europa brachte. Damit aber gelang die Düpierung Brandts, welcher der Illusion nachjagte, es könne gelingen, durch Verzichtleistung auf legitime nationale Ansprüche die deutsche Frage „in Bewegung zu bringen". Nachdem Moskau alles kassiert hatte, was von ihm gefordert worden war, konnte und mußte der Kanzler Brandt „abgeschafft" werden, um auch die letzte Möglichkeit zu beseitigen, daß sich eine Art „Zwischeneuropa" der Sozialdemokraten und „Reformkommunisten" ergäbe. Der Aufgabe unterzog sich Herbert Wehner — zunächst von Moskau aus — mit unstrittig großer Geschicklichkeit.

Bundeskanzler Helmut Schmidt aber scheint erkannt zu haben, was der eigentliche Grund dafür war, daß Willy Brandts Ostpolitik wenn überhaupt nur äußerst minimale Ergebnisse zeitigte. Sein „Geheimbrief" an Parteichef Breschnew mit dem Angebot einer umfassenden westdeutsch-sowjetischen Kooperation vornehmlich auf wirtschaftlichem Gebiete scheint darauf hinzudeuten.

Dr. Erich Janke



Spuren des Zweiten Weltkrieges: Sollte sich Richard Nixon beim Besuch in Chatyn bei Minsk nicht auch des Katyn bei Smolensk erinnert haben? Foto AP

Von Yalta nach Oreanda

H. W. — Die Krim ist für die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion schon einmal von Bedeutung gewesen. Denn genau in Yalta, auf der Krim, war es, wo Präsident Roosevelt mit Josef Stalin gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zusammentraf und wo letztlich die Preisgabe Osteuropas an die Sowjetunion konzediert wurde. Fast 30 Jahre später ist wieder ein Präsident der Vereinigten Staaten auf die Krim geflogen, zusammen mit Leonid Breschnew, der dort, in Oreanda, wie letzthin für Willy Brandt und nun für Richard Nixon den Gastgeber spielte. Dieses Oreanda aber ist praktisch nur eine Vorstadt von Yalta und nicht weit von jener Zarenvilla von Livadia entfernt, wo eben Josef Stalin der entscheidende Coup der Einflußnahme auf Europa gelang.

Richard Nixon, was die Beurteilung der Weltlage und der Haltung der Sowjetunion angeht, hoffentlich realistischer eingestellt als Präsident Roosevelt, hat seinen Aufenthalt in der Sowjetunion benutzt, um sich im Lande umzusehen. Die Kremlführung aber hat geschickt einen Besuch in der „Heldenstadt Minsk" eingeplant; eben in Erinnerung an „die alte Waffenkameradschaft des Zweiten Weltkrieges". So ging denn in diesen Tagen das nebenstehende Foto durch die Zeitungen, das Richard Nixon beim Besuch der Gedenkstätte für die Bevölkerung des Ortes Chatyn zeigt, wo, wie es in der deutschen Presse hieß, „in einer sogenannten ‚Vergeltungsaktion' am 22. März 1943 etwa 150 Dorfbewohner von den Deutschen umgebracht wurden". Das damit heraufbeschworene Leid soll nicht herabgesetzt werden, doch ist es im Sinne der historischen Wahrheitsfindung notwendig, darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Aktion „Cottbus" um einen Einsatz gegen Partisanen gehandelt hat, deren Kampf gemäß der Haager Konvention einen eindeutigen Rechtsbruch darstellte.

Anscheinend geht es den Sowjets heute darum, die Vergangenheit zu beschwören und für sich nutzbar zu machen. Der amerikanische Präsident hat in das Besucherbuch von Chatyn eingeschrieben, es möge sich die Entschlossenheit all derer verstärken, die an einer Welt des Friedens bauen, Richard Nixon kennt das Grauen des Krieges; er ist nicht zuletzt durch die Härte des Kampfes in Vietnam daran erinnert worden. Doch der amerikanische Präsident müßte sich eigentlich bei dem Besuch in Chatyn auch jenes Ortes Katyn bei Smolensk erinnert haben, wo im April und Mai 1940 die Leichen von 15 000 polnischen Offizieren und Soldaten gefunden wurden. Der außerordentliche Professor für politische Wissenschaften an der Universität von Pennsylvania, J. K. Zawodny, der selbst der polnischen Widerstandsbewegung angehörte, hat in seinem in den USA erschienenen Buch „Der Tod in Wäldern" ausgeführt, dieser Mord an den polnischen Offizieren sei nachweisbar von der sowjetischen Geheimpolizei ausgeführt worden. Zawodny beschuldigte den verstorbenen Präsidenten Roosevelt und den früheren britischen Premier Winston Churchill, diese ihnen bekannte Wahrheit über Katyn unterdrückt zu haben, nur um sich die Sowjets als Verbündete im Zweiten Weltkrieg zu sichern.

Professor Zawodny wies in diesem Zusammenhang ferner auf die Sonderkommission des amerikanischen Kongresses von 1951 hin, die Verhöre über die Untaten angestellt habe und einhellig zu dem Schluß gekommen sei, daß die Geheimpolizei der Sowjetunion für dieses Massaker verantwortlich ist.

Hieran müßte sich eigentlich Richard Nixon erinnert haben, als ihn die Sowjets Chatyn besuchen ließen, während von Katyn mit Sicherheit nicht gesprochen wurde.

Sicherlich ist heute nicht damit gedient, wenn alte Wunden aufgerissen werden. Doch wenn Oreanda als Anfang gedacht ist, aus dem die Völker Hoffnung schöpfen sollen, dann darf der Weg nicht zurück zum Geist von Yalta führen.



NEUES AUS BONN

Berechtigte Kritik

Bundestagsvizepräsident Richard Jäger (CSU) hält einen Kontakt zwischen dem Deutschen Bundestag und der Ost-Berliner Volkskammer gegenwärtig „nicht für angezeigt". In einem Interview des Süddeutschen Rundfunks kritisierte Jäger, daß die Bundestagspräsidentin Annemarie Renger die Einladung an die Volkskammer der „DDR" ausgesprochen habe, „ohne das Präsidium vorher zu fragen".

Glückwünsche für Hahn-Butry

Weit über 100 Gäste aus Politik, Geistesschaffen und Publizistik hatten sich am vergangenen Sonntag im „Weißen Roß" in Niederbreisig am Rhein eingefunden, um Jürgen Hahn-Butry, dem Sohn des bekannten konservativen Reichstagsabgeordneten Dr. Dietrich Hahn, zu seinem 75. Geburtstag Glück zu wünschen. Worte der Anerkennung und Kameradschaft bestimmten dieses Zusammensein, daß diese altvertrauten Bonner Gesichter vereinte.

Juso-Vorsitzende warnt SPD

Die Vorsitzende der Jungsozialisten, Frau Wieczorek-Zeul, hat die SPD vor vorzeitigen Kompromissen mit der CDU/CSU in ihrer Reformpolitik wegen eines möglichen verfassungsrechtlichen Vorgehens der Opposition gegen einzelne Gesetze gewarnt. „Von hier bis zu einer großen Koalition ist nur ein Schritt", schreibt sie in einem Artikel für die neue Ausgabe der SPD-Wochenzeitung „Vorwärts".

Kohls Nahziele

Der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl hat in einem Interview des Saarländischen Rundfunks erklärt, die Opposition setze bei der nächsten Bundestagswahl auf Sieg. Sie richte sich strategisch und programmatisch darauf ein, „den Weg allein gehen zu müssen" und werde der FDP nicht nachlaufen. Wichtigstes Nahziel aber seien die Landtagswahlen in Hessen und Bayern im Oktober.

Junge Union will Generaloffensive

Der Bundesvorsitzende der Jungen Union, Matthias Wissmann, hat die CDU/CSU zu einer „Generaloffensive der Konzeption und der Alternativen" gegen die Bundesregierung aufgefordert. Als wichtigste Punkte nannte er Gesetzesinitiativen der Union zur Vermögensbildung und zur Reform des Bodenrechts sowie Verbesserungsvorschläge zum Regierungsentwurf über die Mitbestimmung.

Sowjetdeutsche im Hungerstreik

Dem Hungerstreik, in den der sowjetische Regimekritiker Andrej Sacharow getreten ist, um für die Freilassung der politischen Häftlinge in der UdSSR zu demonstrieren, haben sich inzwischen 12 sowjetdeutsche Familien aus Estland angeschlossen, die damit gegen die Verweigerung ihrer Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland protestieren wollen. Sacharow hat seinen Hungerstreik begonnen, um Nixon, der zu dieser Zeit in Moskau weilte, und Breschnew auf die „ungesetzliche und grausame Unterdrükkung" der politischen Häftlinge in der UdSSR hinzuweisen.

Nollau klagt auf Schadenersatz

Der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Günther Nollau, hat den Verlag Gruner und Jahr sowie die beiden Journalisten Ferdinand Simoneit und Rienk Kamer auf Widerruf der vom Wirtschaftsmagazin „Capital" erhobenen Spionage-Verdächtigungen und auf Schadenersatz verklagt. „Capital" hatte die Vorwürfe gegen Nollau im Mai vorab veröffentlicht, den geplanten Artikel später aber zurückgezogen.

Hackenberg wurde Ehrenmitglied

Richard Hackenberg, MdL, Landesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde, wurde vom Vorstand des Sozialwerkes der Abermann-Gemeinde zum Ehrenmitglied ernannt. Bisher wurde diese Ehrung nur einmal in den letzten 25 Jahren verliehen. Hackenberg hat sich besonders um die soziale Jugendarbeit in Frankfurt und um die humanitäre und caritative Arbeit, besonders für Deutsche in Osteuropa, verdient gemacht.

Dr. Herbert Hupka MdB:

Geschichtsklitterung zum Mauerbau

Was der Abgeordnete Mattick ein „sehr heißes Wort" nennt

Während der letzten Runde der 2. Lesung des Prager Vertrages hat der SPD-Bundestagsabgeordnete Kurt Mattick mit der Bemerkung, daß jetzt „ein sehr heißes Wort" zu hören sein werde, eine in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland sensationelle und leider nahezu gänzlich überhört gebliebene Feststellung über die Errichtung der Mauer mitten in Berlin am 13. August 1961 getroffen. Mattick hat als Sprecher seiner Partei, was bis dahin in Deutschland nur die SED und ihre Gefolgsleute hierzulande fertiggebracht hatten, die Mauer gerechtfertigt und ihre Errichtung als eine Erleichterung für Ost und West bezeichnet.

Der Flüchtlingsstrom aus Ost-Berlin und Mitteldeutschland, so meinte Mattick, sei „ein Alpdruck" gewesen, weshalb „die Mauer damals gezogen worden ist auch als eine Entlastung der Verhältnisse der westlichen Alliierten zur Sowjetunion und der Bundesregierung und ihrer Position in Berlin". Einige Sätze später ging Mattick so weit, Bundeskanzler Adenauer vorzuwerfen, daß „die Mauer an dem Tag für Adenauer erledigt war, an dem sie gezogen wurde. Man hat darauf gewartet (!), weil man wußte, daß der Flüchtlingsstrom nicht mehr hinzunehmen ist". Vielleicht folgt bald auch noch, was dann nur in der Logik dieser Argumentation läge, eine Rechtfertigung des Schießbefehls!

Um es deutlich zu machen, wo Mattick und die SPD heute stehen, distanzierte sich der Sprecher der SPD-Fraktion auch gleich noch vom früheren — nach heutiger Erkenntnis offensichtlich völlig falschen — Verhalten gegenüber der Mauer. Wer bis dahin gemeint hatte, alle Parteien des Deutschen Bundestages seien sich darin einig, die Mauer als ein Zeugnis der kommunistischen Gewaltherrschaft über Deutschland zu verurteilen und die Urheber dieses Schandmals anzuklagen, muß sich heute sagen lassen, daß dem nicht so ist, denn Verurteilung und Anklage sind einseitig, die SPD (auch die FDP?) macht nicht mehr mit. Mattick hob seine eigene Rechtfertigung der Mauer besonders dadurch hervor, daß er an die Adresse der CDU/CSU gerichtet — sich selbst distanzierend — im Bundestag sagte: „Die Mauer, die Sie seitdem beklagen ..", was auf Deutsch nicht anders heißen kann als die Mauer, die wir nicht beklagen ...

Das war und bleibt eine grausame Feststellung, die hier von Mattick in Übereinstimmung mit der SED über die Mauer zu hören war. Man muß fragen, was diese Verrenkung nach Ost-Berlin bedeuten und einleiten soll. Ist das auch wieder eine Gefälligkeitsübung, nicht anders als die erst jüngst an den Tag gelegte, den Tag der Deutschen Einheit aus dem Kalender zu streichen, oder die Bemühung, Deutschland in den Grenzen von 1937 auf den Landkarten im Bundestag, in der Bundesbahn, in den Schulen und der Öffentlichkeit auszulöschen?

Wenn Töne aus der Ost-Berliner Volkskammer im Deutschen Bundestag angestimmt werden, so ist das nicht nur wegen der Dissonanz, sondern auch wegen der damit verbundenen Folgen ebenso garstig wie unheimlich. Das Ja zur Mauer in Berlin sollte man den Kommunisten überlassen, diese können das besser und dürfen auch gar nicht anders.

Das „sehr heiße Wort" des SPD-Abgeordneten Mattick am 20. Juni 1974 im Deutschen Bundestag kann nur mit Empörung zurückgewiesen und als Geschichtsklitterung bezeichnet werden, auch wenn der Sprecher der SPD genau umgekehrt argumentierend das Nein zur Mauer als „Geschichtsklitterung" abqualifiziert hat. Wer Ja zur Mauer in Berlin sagt, ist ein Mitläufer der Gewalt.

Gehört · gelesen · notiert

Ein Kompromiß ist nur dann gerecht, brauchbar und dauerhaft, wenn beide Parteien damit gleich unzufrieden sind. *Henry Kissinger*

Handel ist kein Ersatz für Politik. Wirtschaftler können trotz amateurhafter Versuche, die auch ich gemacht habe, nicht die Aufgaben der Politiker übernehmen.
Otto Wolf von Amerongen, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages

Man tut Politikern unrecht, wenn man sie für ehrgeizig, eitel und karrieresüchtig hält. Die Augenblicke des Ruhms, der Ehre und der Macht sind kurz, die Zeiten des Zweifels, der Sorgen und Ängste lang.
Edgar Faure, französischer Politiker

Ein kluger Politiker begnügt sich mit dem Erfolg und verzichtet auf den Triumph. *Pietro Quaroni*

Politik ist der Umgang mit Massen und Rivalen. *Sigmund Graff*

Politik besteht darin, Gott so zu dienen, daß man den Teufel nicht verärgert. *Thomas Fuller*

Praktische Politik besteht im Nichtbeachten der Tatsachen. *Henry Adams*

Wer kommandiert, exerziert nicht.
Elsässische Volksweisheit

Vertriebenentreffen:

Schlesier mit harter Kritik an Bonn

Die Landsmannschaft der Oberschlesier hat die Bundesregierung beschuldigt, die Interessen der ausreisewilligen Deutschen aus Polen unzureichend wahrzunehmen und ihre Situation in Polen beschönigend darzustellen.

Auf dem 14. Bundestreffen der Oberschlesier verband der Sprecher der Landsmannschaft, der CDU-Abgeordnete und Vertriebenen-Präsident Herbert Czaja, seine Kritik an den Ostverträgen mit der Feststellung, daß die Aussiedlung aus Polen nahezu auf dem Nullpunkt angekommen sei.

Zugleich forderte er von der Bundesregierung eine Dokumentation darüber, für wieviele Ausreise fordernde Deutsche sie „Noten und mündliche Demarchen bei der polnischen Regierung erhoben hat und mit welchem Ergebnis". Außerdem solle die Bundesregierung vor den Vereinten Nationen alle nur möglichen Schritte unternehmen, die die Situation der Deutschen in Oberschlesien verbessern könnten. Wie die Leitung des Grenzdurchgangslagers Friedland gestern bekanntgab, sind im ersten Halbjahr 1974 nur 3654 Volksdeutsche aus Polen registriert worden.

Der DGB ist kein Staat im Staate

Gewerkschaften müssen ihr Selbstverständnis überprüfen

Zweimal während der letzten Wochen haben Gewerkschaften in der Bundesrepublik Schlappen hinnehmen müssen. Das war bei den Wahlen zu der Selbstverwaltung der Sozialversicherung und danach — in einem Einzelfall — bei den Aufsichtsratswahlen der Lufthansa, bei denen sogar ÖTV-Chef Kluncker sein Mandat als Belegschaftsvertreter verlor. Krasser, weil deutlicher, ist jedoch der Vorgang in den großen Sozialversicherungsanstalten. Hier haben die Angestelltengewerkschaft und der Deutsche Gewerkschaftsbund ihre bisher beherrschende Stellung an andere Gruppen abgeben müssen.

Beide Vorgänge sollten nicht überbewertet werden. Sie sind nicht als eine Absage der Arbeitnehmer an die Gewerkschaften schlechthin zu bezeichnen. Wohl aber zeigt sich eine gewisse Gewerkschaftsmüdigkeit, an der die Massenorganisationen DGB und ihre sechzehn Untergliederungen selbst nicht schuldlos sind. Zu überspitzt war ihr Machtanspruch, zu massiv und rücksichtslos Klunckers Eintreten für überzogene Lohn- und Gehaltsforderungen, als daß der Arbeitnehmer, der ja auch Staatsbürger ist, dies nicht gespürt hätte. Klunckers Elf-Prozent-Rechnung ist noch unter der Kanzlerschaft Brandts aufgegangen, und dies wider alle Vernunft und die beschwörenden Appelle der Regierung. Aber die Rechnung der Arbeitnehmer wird wohl erst jetzt präsentiert.

Immerhin besteht für die DGB-Führung Grund genug, ihr Selbstverständnis zu überprüfen. Sie kann kein Staat im Staate sein, sie darf auch nicht die Linie der Politik bestimmen oder versuchen, den Politikern Angst zu machen. Gerade das aber hat vor kurzem der DGB-Vorsitzende Vetter mit einem Artikel getan, in dem er die Gewerkschaften aufforderte, sich neben — und wenn nötig auch im Gegensatz zu den politischen Parteien — „als autonome politische Interessenvertretung der Arbeitnehmer zu verstehen und entsprechend zu handeln". Ein böses Wort, denn es zeichnet den Weg der Gewerkschaften von einer Macht, die sie schon darstellen, zur Übermacht im Staate vor.

Eugen Legrand

Fernsehen:

Wird die ARD jetzt einsichtig?

Es geht immer noch um die vielumstrittene Deutschlandkarte

Führende Persönlichkeiten und Gremien der Heimatvertriebenen, u. a. Dr. Hupka MdB, haben sich in den letzten Monaten dafür eingesetzt, die vielumstrittene Deutschlandkarte im Deutschen Fernsehen wieder in der Form der völkerrechtlich verbindlichen Grenzen von 1937 auszustrahlen.

Diese Bestrebungen wurden dankenswerterweise auch seitens des Bayerischen Rundfunks unterstützt. Der Vertreter der Heimatvertriebenen im Bayerischen Rundfunkrat, Dr. Heinz Radke, hatte einen auf dem Karlsruher Urteil basierenden Vorschlag erarbeitet und angeregt, die Grenzen des Deutschen Reiches analog der Darstellung der strittigen Grenzen zwischen Israel und den arabischen Staaten mit einer entsprechenden Schraffur darzustellen. Gleichzeitig wurde in dieser Ausarbeitung gefordert, den Terminus „deutschstämmige Polen" für die deutschen Bewohner in den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete nicht mehr zu verwenden.

Inzwischen scheint sich die Bezeichnung „Deutsche in den polnisch besetzten Ostgebieten" in den der ARD angeschlossenen Rundfunkanstalten durchgesetzt zu haben.

Die Vertreter des Bayerischen Rundfunkrates im Programmbeirat der ARD sowie Intendant, die Programmdirektoren und Chefredakteure haben auf ihren ständigen Konferenzen die Forderungen Dr. Radkes energisch unterstützt. Es scheint sich nunmehr ein weiterer Erfolg abzuzeichnen. Wie aus einem Schreiben des stellv. Intendanten des Bayerischen Rundfunks vom 20. 6. 1974 an Dr. Radke hervorgeht, haben „die Chefredakteure des Fernsehens die Frage der Gestaltung der in der Tagesschau verwendeten Karten erneut behandelt. Die Tageschau wird entsprechende Vorschläge ausarbeiten und einführen".

Wie ANDERE es sehen:



Deutschland wechselt aus — Zeichnung aus „Kölnische Rundschau"

Hermann Oberth 80 Jahre alt

Nürnberg — Der „Vater der Raumfahrt", der aus Siebenbürgen stammende Hermann Oberth, beging seinen 80. Geburtstag. Er war Wegbereiter für die Raumfahrt schon in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Er zählt zu den wenigen Raumfahrtpionieren, die die Verwirklichung ihrer Idee noch erlebten und an ihr mitarbeiten konnten. Seit 1958 lebt Oberth in Feucht bei Nürnberg.

Kohl gratuliert Czaja

Bonn — Zu seiner Wiederwahl als Präsident des Bundes der Vertriebenen hat der Vorsitzende der CDU, Helmut Kohl, Dr. Herbert Czaja im eigenen und im Namen der CDU herzliche Glückwünsche übermittelt und den Wunsch auf eine weitere gute Zusammenarbeit zwischen den Vertriebenen und der CDU auch in Zukunft Ausdruck verliehen.

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chefredakteur: Hugo Wellems
Verantwortlich für den politischen Teil

Stellvertr. Chefredakteur: Ruth Maria Wagner
Kultur, Unterhaltung, Frauenseite

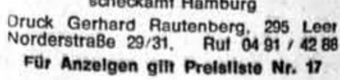
Chef vom Dienst: Hans-Ulrich Stamm
Geschichte, Landeskunde und Aktuelles

Soziales und LAG: Horst Zander
Zugleich Jugend, Heimatkreise, Gruppen

Bonner Redaktion: Clemens J. Neumann

Anzeigen und Vertrieb: Heinz Passarge

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen – Bezugspreis Inland 4.– DM monatl., Ausland 5.20 DM monatl. Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26 2 04 – Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung 2 Hamburg 13, Parkallee 84, Postfach Nr. 8047, Telefon 0 40 45 25 41 42, Anrufbeantworter nach Dienstschluß 45 25 41 – Bankkonto Landesbank Hamburg BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344 – Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung nur wenn Porto beiliegt. Postscheckkonto für Anzeigen 907 00-2 04 Postscheckamt Hamburg



Druck Gerhard Rautenberg, 295 Leer, Norderstraße 29/31, Ruf 04 91 / 42 88

Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 17

Hans Joachim von Merkatz:

Staat und Gesellschaft

- nach der Katastrophe

Damals einig im Willen zum Neuaufbau — über Parteien und Konfessionen hinweg: Großkundgebung in Hannover (1961) in der ersten Reihe (von links nach rechts) Bundeskanzler Konrad Adenauer, der damalige Regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt, und Bundesminister Dr. H. J. von Merkatz

Über ein Vierteljahrhundert ist vergangen. Eine neue Generation ist herangewachsen, die das Geschehen der Katastrophe nur noch literarisch nachzuerleben vermag. Sie wurde in eine verwandelte Welt voller Widersprüche geboren. Eine neue soziale Dynamik der Fortschrittsutopien und der Gegenwartskritik hat sie erfaßt, die den Mentalitätsunterschied zwischen Einheimischen und Vertriebenen je nach Herkunft und sozialem Ort weitgehend ausgeglichtet hat.

Brachte nun die Katastrophe von 1945, Resultat einer sich verschärfenden europäischen Krise, die ihre Wurzeln in der Französischen Revolution hat und in der Folge der beiden Weltkriege sich zur Weltkrise ausweitete, tatsächlich die Gnade einer Stunde Null, einen konfliktlösenden radikalen Neuanfang, oder ist sie nur eine markante Etappe weiterer geschichtlicher Krisenentwicklung?

In der Phase des Übergangs

Heute steht der Staat in einer Phase des Übergangs, weil er seine Aufgaben der Lebenssicherung nur durch internationale und letzthin durch supranationale Zusammenarbeit und Zusammenschlüsse, ja in vielen Problemkreisen — wie zum Beispiel Fragen der Weltwirtschaft, der weltweiten Inflation, der Energie- und Rohstoffversorgung und Verarbeitung sowie Umweltschutz — nur durch Weltsolidarität zu bewältigen vermag. Die Machtmittel des überkommenen Staates waren an die organische Gesellschaft gebunden, die auch deren Grenzen bestimmte. Von diesen Bedingungen, die das überkommene



Damals: Die „Stunde Null" im Nachkriegs-Deutschland

Staatsbild und seine Struktur in mehreren Etappen formten, müssen wir im 20. Jahrhundert Abschied nehmen.

Wir stehen heute in der Entwicklung zu einem machtpolitischen Großbetrieb des Staates, der weitgehend Aufgaben der Individuen und der gesellschaftlichen Gruppen übernehmen mußte. Gegenläufig dazu haben sich pluralistische Organisationen gebildet, die die einheitliche Hoheitsgewalt des Staates ihren Interessen dienstbar zu machen versuchen. Zu erwähnen ist auch die übergreifende Macht multinationaler und übernationaler Unternehmen und Konzerne, die sich oft stärker erweisen als die Staatsgewalt.

In den internationalen Beziehungen kommt es zu einem Durcheinanderwirbeln von Krieg und Frieden, zum „Kalten Krieg", zum begrenzten Krieg mit der Gefahr der Eskalation und zum unaufrichtigen Frieden.

Abfolge geschichtlicher Krisen

Wenn wir kursorisch die neueste Zeit überblicken, dann ergibt sich als erster markanter Punkt das Ende der Religionskriege. Der Staat des Absolutismus höherer Souveränität befriedete den mörderischen Glaubensstreit. In seinem Rahmen kommt es in der „Aufklärung" zur Scheidung der Gesellschaft vom Staat. Die Politik wird von der Moral getrennt. Der absolutistische Fürstenstaat mit seiner moralunabhängigen Staatsräson wird durch diese aufklärerische Kritik in seiner Autorität ausgehöhlt und schließlich in der Französischen Revolution in Europa gestürzt. Der Nationalstaat und die Konkurrenz der Imperialismen entsteht. Aus ihnen geht im Zusammenbruch der Epoche im 20. Jahrhundert die „neue" Welt hervor.

Mit der Französischen Revolution und ihrer Wirkung auf Europa beginnt die Herrschaft des Bürgertums auf der Basis der Wirtschaft und Finanzen. Eine demokratische Moral beansprucht den Vorrang in und vor der Politik. Doch der vierte Stand erhebt sich gegen den bürgerlichen Staat und erkämpft eine Wandlung des frühen Kapitalismus zur Sozialverpflichtung.

Das europäische Gleichgewicht der Staatenordnung zerbricht. Die Gesellschaft diversifiziert sich im Rahmen der von der Aufklärung begonnenen emanzipatorischen Freiheitsbewegung in Pluralismen. An ihrer Stelle zeichnet sich im Ringen der Interessengegensätze eine Polarisierung ab, die anarchische und im Gegenschlag dazu diktatorische und totalitäre Züge kaum verliert. Justiz und Rechtsschutz sowie gesellschaftliche Spielregeln werden zunehmend in Frage gestellt.

Die Polarisierung im Gewande ideologischer Fanatismen und Utopien hat auf die ganze konfliktträchtige Welt übergegriffen. Es kommt namentlich zum Ost-West-Gegensatz. Ein noch folgenreicherer Gegensatz zwischen den reichen und den armen Ländern sowie wirtschaftliche und monetäre Erschütterungen kündigen sich an. Um das Gleichgewicht einer globalen Staatsgesellschaft wird mit neuen Initiativen und Entwürfen gerungen.

Neue technokratische Eliten sind im Entstehen, um die soziale Befriedigung notfalls zu erzwingen. Im Gegensatz zur Aufklärung wird der Mensch nicht mehr von innen, sondern mehr und mehr von außen bestimmt und in Gruppen konformistisch geformt. Darin liegen bedrückende Gefahren der seelischen Leere und kulturellen Verarmung.

Die neuen manipulierenden Eliten werden die Herrschaft des aufklärerisch liberalen Bürgertums endgültig beenden. Sie entsprechen im Typus und im Lebensstil eher dem „Arbeiter", wie ihn Ernst Jünger vor vielen Jahren in einem grundlegenden Buch visionär beschrieben hat. Der Beamte, eine Gestalt, die im absolutistischen Staat ihren Ursprung hat, wird Funktionärscharakter annehmen und, wie die heute schon bestehende Verbands-Funktionärsgeschichte, in die neue, letzthin technokratisch bestimmte, mit Computern arbeitende Elite aufgehen.

Die Tendenz zur egalitären Massengesellschaft wird mit der notwendigen, oft angefochtenen Bereitschaft zur Dienstpflichtigkeit und der Leistungsgleichheit in harten Konflikt geraten. Andererseits ist ein gewandelter, realitätsbewußter Konservatismus zur Überwindung ideologischer Radikalismen und Heilslehren vor allem auch in der Jugend als Widerspiel im Entstehen.

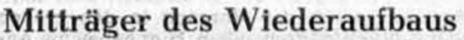
Auf der geistigen Grundlage des 18. Jahrhunderts entstand die technisch-industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts, die mit der naturwissenschaftlichen Entfaltung im 20. Jahrhundert ihre die Strukturen der Agrargesellschaft umstürzende Fortsetzung fand. Die Konturen einer nachindustriellen Gesellschaft werden im Wandel der Dienstleistungsbedürfnisse bei abnehmender Dienst- und Leistungswilligkeit in der egalitären Vermassung kontrastreich sichtbar. Außerdem zeigen sich die industriellen Wachstumsgrenzen angesichts begrenzter Rohstoff- und Energieressourcen, der Umweltbelastbarkeit sowie die Grenzen der Tragbarkeit der Bevölkerungsvermehrung.

Die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts geht Hand in Hand mit einer rasanten Bevölkerungsvermehrung. Das Phänomen der Überfüllung führt zu einer Steigerung sozialer Gereiztheit und der Aggressivität namentlich in den sich bildenden Ballungszentren einer urbanisierten Bevölkerung. Aus diesem Komplex der Zusammenhänge entstehen fortgesetzte Krisen, die sich als katastrophenträchtig erweisen.

Eine bis dahin nicht gekannte Mobilität der Menschen, Ideen, Berufstätigkeiten und Informationen, die die Technik ermöglicht, fördert und fordert, beginnt die Schichtungen der Gesellschaft durcheinanderzuwirbeln. Das Ende aller Seßhaftigkeit und aller Sicherheit der Werte scheint gekommen zu sein. Alles Denken ist auf „Fortschritt" und materielle Anspruchssteigerung gerichtet.

Die Geringschätzung der Geschichte hat einen Mangel an Geschichtsbewußtsein zur Folge. Nach dem Überborden des Nationalegoismus kommt es zu einem Mangel an Nationalgefühl mit Konsequenzen für den Zusammenhalt eines Volkes und nicht zuletzt auch für die Durchsetzbarkeit des Selbstbestimmungsrechts. Kritik führt im Extrem zum Infragestellen aller überlieferten Werte und damit zur Verdummung durch herrschsüchtige Überkritik.

Man hat aus durchsichtigen Gründen versucht, die Millionenvertreibung und die millionenfache Fluchtbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg der Ostwest-Wanderung des 19. Jahrhunderts vergleichbar zu erklären, um damit die Mißachtung der Menschenrechte fortzudiskutieren. Doch damit schafft man das Unrecht dieser Katastrophe weltgeschichtlichen Ausmaßes nicht aus der Welt. Welche Folgen hat sie für das deutsche Volk und damit für Europa?



Mitträger des Wiederaufbaus

Mit der Eingliederung von Millionen Vertriebener und Flüchtlinge hat sich gewiß ein allgemeiner Wandel der Gesellschaftsstruktur, eine Umwertung der Werte, eine soziale Durchlässigkeit vollzogen. Aber zugleich ist durch diese Heimatentwurzelten eine Umkehrung der desintegrierten Wirkung der totalen deutschen Niederlage eingetreten.

Ungeachtet der Spaltung Deutschlands in zwei Staaten mit gegensätzlichen Gesellschaftsordnungen ist durch die weitgehend bewältigte Aufgabe der Eingliederung ein neues deutsches Volk im Entstehen. Es kam zu einem scharfen Ausleseprozeß unter den Entwurzelten, zur Umwertung von Menschen und Menschengruppen. Aber bei aller Fluktuation erwies sich der Familienzusammenhalt als besonders stark und unzerstörbar selbst in Zeiten härtester Trennung und Zerstreuung. Allen Eigentums beraubt, doch dadurch nicht deklassiert, wurde die Sozialtüchtigkeit, vor allem auch im Nachwuchs, herausgefordert. Ein fruchtbares Konkurrenzverhältnis ohne Abschließung zu den Einheimischen entstand. Dadurch wurden die Vertriebenen und Flüchtlinge zu einem politisch, sozial und wirtschaftlich stabilisierenden Element im Wiederaufbau.

Die vom Schicksal so hart Geschlagenen erwiesen sich gefestigt und stabil, resistent gegen die Inflation der Utopien und Heilslehren sowie nüchtern gegenüber der Versuchung radikaler Exzesse. Es ist nicht zuviel gesagt, daß der schnelle Wiederaufbau in der Bundesrepublik Deutschland ohne den entscheidenden Beitrag der Flüchtlinge und Vertriebenen so nicht vonstatten hätte gehen können, wie er geschehen ist.

Gerade diese Gruppen brachten ein hohes Maß an Erfahrung im volklichen Zusammenleben und in der politischen und kulturellen Selbsthilfe mit. Allen gemeinsam war das unterschiedliche politische Denken im Vergleich zu den Einheimischen, die im Wandel von der agrarischen Gesellschaft zur Industrie-Mobilität weiter fortgeschritten waren.

Dazu kam in Mittel- und Westdeutschland, daß die Emanzipation zur Gleichheitsgesellschaft vom Nationalsozialismus weiter vorangetrieben worden war, was in den Ostprovinzen mit ihrer noch weitgehend patriarchalischen Schichtung im allgemeinen mit Ablehnung und Widerstand hatte rechnen müssen.

Nachdem das anfängliche Koalitionsverbot der Besatzungsmächte für Vertriebene und Flüchtlinge, mit deren Radikalisierung man rechnete, mit dem Entstehen der Bundesrepublik Deutschland überwunden war, kam es unter den Vertriebenen und gegenüber den Einheimischen im Rahmen der nun beginnenden Eingliederungspolitik zu Spannungen zwischen einer Eingliederung im Sinne der Assimilation und den Grundzielen der Rückgewinnung der alten Heimat.

Die Spannung wurde bewältigt durch die Erkenntnis, daß es sich um Grundfragen des ganzen deutschen Volkes handelte und daß die Eingliederung des Vertriebenen- und Flüchtlingsschicksals in die deutsche Politik die Voraussetzung für die Heimatpolitik ist. Sie wurde nicht im nationalstaatlichen, sondern im gesamtdeutschen Rahmen unter Überwindung der vielfachen Gespaltenheit des deutschen Geschichtsbewußtseins konzipiert.

Vertriebene und Flüchtlinge verloren sich keineswegs in eine „Michael-Kohlhaas-Haltung" oder in sozialrevolutionäre Programme. Das galt auch für ihre eigene Parteigründung zur Durchsetzung sozialer Forderungen, den Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten, die sich bezeichnenderweise zugleich Gesamtdeutscher Block (BHE) nannte, um auch den nicht wenigen entwurzelten Einheimischen eine politische Heimstatt zu geben. Die Mehrzahl der Vertriebenen und Flüchtlinge suchte und fand die Mitarbeit in den etablierten Parteien. Sie wirkten sich, immunisiert gegen Sozialutopien, insbesondere gegen den grausam erlebten Kommunismus und im gemeinsamen Anliegen der vertriebenen Ostdeutschen und der geflüchteten Mitteldeutschen als bindende Kräfte über die Parteigrenzen hinaus aus.

Das wichtigste Dokument ist die Charta der Heimatvertriebenen vom 5. August 1950. Sie legt die Grundlinien des politischen Denkens prinzipiell dar. Diese Prinzipien sind: Verzicht auf Rache und Vergeltung; Schaffung eines geeinten Europa — ohne Furcht und Zwang; harte, unermüdliche Arbeit am Wiederaufbau Deutschlands und Europas. Daran schließen sich die Forderungen: gleiches Recht als Staatsbürger nicht nur vor dem Gesetz, sondern in der Wirklichkeit des Alltags; gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des Krieges auf das ganze deutsche Volk; sinnvoller Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes; tätige Einschaltung der Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

In der Praxis und im Geiste ist diese Charta eine Überwindung der Fixierung auf nationalstaatliches Ausschließlichkeitsdenken. Sie visiert eine neue Völkerordnung friedlichen Zusammenlebens an. Das ist das Gegenteil von Revanchismus, ein großes Beispiel des Wandels zu geläutertem politischen Denken und der Staatenpraxis auf neuer moralischer Grundlage.



Heute: Bundeshaus und Abgeordnetenhochhaus in Bonn

Fotos KK

Bundestag:

Weshalb die Union den Prager Vertrag ablehnt

Die CDU/CSU-Bundestagsfraktion hat den Vertrag über die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der CSSR im Deutschen Bundestag einstimmig abgelehnt. Dieser Vertrag wird der historischen Aufgabe der Aussöhnung zwischen den beiden Völkern nicht gerecht.

Die Präambel verschweigt das Unrecht der Vertreibung der Sudetendeutschen im Jahre 1945 und der Enteignung ihres Vermögens. Hierdurch kann die Gegenseite ihre ständige Behauptung bekräftigen, wonach Vertreibung und Enteignung durch diesen Vertrag legalisiert worden seien. Das ist nach Meinung der CDU/CSU ein einseitiges Schuldanerkenntnis und zwingt den Schluß auf, so formuliert es Dr. Hupka, daß dieser Vertrag gegen die Wahrhaftigkeit der Geschichte abgeschlossen worden sei. Es bleibt der Grunddissens über die Nichtigkeit des Münchener Abkommens „von Anfang an" — wie Prag weiter behaupten kann — oder „ex nunc", was die deutsche Affassung ist. Diese doppeldeutige Formel mit gegenteiligem Inhalt ist nicht geeignet, alte Wunden zu heilen, sie provoziert nur neuen Streit.

Daß keine Klarheit über das Münchener Abkommen erzielt werden konnte., bewertete Richard Jäger (CSU) als Kapitulation vor Prag.

Dr. Wittmann (CSU) verwies in seiner Rede u. a. auf strafrechtliche Unklarheiten gegenüber Sudetendeutschen, wie sie in einem Briefwechsel zum Vertrag niedergelegt sind und erklärt dazu: „Gerade im Hinblick auf die bisher unklare Lage hinsichtlich der Bestrafung von Sudetendeutschen und der behaupteten Strafhoheit der Tschechoslowakei zwischen 1938 und 1945 in den betroffenen Gebieten und gegenüber den Personen, hätte es nahegelegen, hier eine Klärung herbeizuführen. Stattdessen ist dieser Brief ein Meisterstück der Verschleierung. Wenn die Bundesregierung behauptet, daß praktisch nur noch Mord und Gemeingefährdung strafbar seien, so stellt sich die Frage, warum die nicht in dem Brief enthalten ist. Bei näherer Prüfung der tschechoslowakischen Gesetzgebung stellt sich heraus, daß aufgrund des Gesetzes Nr. 184 von 1964 praktisch alle nach tschechoslowakischem Strafrecht strafbaren Handlungen, die zwischen 1938 und 1945 von Deutschen begangen worden sind, nicht verjähren, während die Tschechoslowakei selbst 1946 alle gegenüber Deutschen begangenen Exzeßhandlungen amnestiert hat."

Mit besonderem Nachdruck verwahrte sich Dr. Wittmann dagegen, daß man den Anspruch der Sudetendeutschen auf ihre Heimat als territoriale Forderung der Bundesrepublik Deutschland in ein schiefes Licht stellen wolle. Die Sudetendeutschen, die diesen Staat mitaufgebaut haben, hätten einen Anspruch auf Obhut dieses Staates und die Vertretung ihrer Rechte.

Schwere Vorwürfe an die Adresse der Regierung erhob der CDU-Abgeordnete Leisler Kiep, weil es versäumt worden ist, die Rechtsposition Berlins im Vertrag zu klären. „Die Auswirkungen dieses Zurückweichens werden nicht nur das Verhältnis zur CSSR beeinträchtigen", sagte Leisler Kiep, „sondern auch die Schwierigkeiten der Einbeziehung Berlins in künftige Abkommen mit dem Osten vergrößern".

Inzwischen hat sich der Bundesrat den Bedenken der CDU/CSU angeschlossen und den Vertrag mit Prag an den Vermittlungsausschuß verwiesen.

Bundesfinanzen:

Wieviel verdienen eigentlich unsere Staatsdiener?

Neben den Aktivbezügen sind auch die Ruhebezüge in die Betrachtung einzubeziehen

Wann immer sich in Bonn das Roulette um Posten und Ämter dreht, fragt man sich draußen im Lande, wieviel unsere ersten Staatsdiener verdienen. Wir sind der Frage nachgegangen und fanden folgendes:

Nachdem Walter Scheel am 1. Juli 1974 als Bundespräsident in die Villa Hammerschmidt eingezogen ist, erhält er Amtsbezüge in Höhe von mtl. rund 15 110 DM. Das entspricht $^{10}/_9$ des Amtsgehalts des Bundeskanzlers. Außer einer freien Amtswohnung mit Ausstattung hat er noch ein steuerfreies Aufwandsgeld in Höhe von 11 000 DM zur Verfügung.

Bundeskanzler Helmut Schmidt erhält als Amtsbezüge $1^2/_3$ von B 11. Das sind rd. 13 600 DM. Daneben hat er wahlweise Anspruch entweder auf einen Ortszuschlag (hier: verheiratet, ein Kind = 913,16 DM) oder auf eine Amtswohnung mit Ausstattung. Hinzu kommen ferner ein Kinderzuschlag von 50 DM je Kind, eine steuerfreie Aufwandsentschädigung von 2000 DM und ein Dienstwagen zur allgemeinen und uneingeschränkten persönlichen Benutzung.

Nicht sehr viel schlechter steht sich sein Parteifreund und Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, Heinz Kühn, der $1^1/_3$ von B 11 = rd. 10 879 DM, einen Ortzuschlag in Höhe von rd. 822 DM, Kinderzuschlag von 50 DM je Kind sowie eine steuerfreie Aufwandsentschädigung von 1958 DM und den obligatorischen Dienstwagen erhält.

Ähnlich sind die Bundesminister gestellt, die ebenfalls $1^1/_3$ der Vergütungsgruppe B 11 (= 10879 DM), einen Ortszuschlag von 913,16 DM, entsprechende Kinderzuschläge und eine jedoch geringere steuerfreie Dienstaufwandsentschädigung in Höhe von 600 DM erhalten.

Der Staatssekretär (Bund) wird nach B 11 vergütet. Seine Amtsbezüge betragen 8159,19 DM. Hinzu kommen Ortszuschlag von rd. 645 DM sowie eine (nicht steuerfreie) Dienstaufwandsentschädigung von rd. 1020 DM. Er hat übrigens ebenso wie der Minister Anspruch auf einen Dienstwagen.

Der Parlamentarische Staatssekretär erhält gemäß § 5 des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Parl. Staatssekretäre vom 6. April 1967 eine Entschädigung von 75 v. H. des Amtsgehaltes eines Bundesministers, was B 11 und damit dem Staatssekretärgehalt gleichkommt.

Die Bundestagsabgeordneten erhalten Grunddiäten in Höhe von 3630 DM, eine Kostenpauschale von 1500 DM, eine Tagesgeldpauschale von 1500 DM sowie eine Reisekostenpauschale von 1050 DM. Für ihre Mitarbeiter stehen ihnen 2300 DM (plus Sozialleistungen) zur Verfügung. Alle Bezüge der Abgeordneten sind steuerfrei. Aus ihnen haben sie allerdings einen Betrag zur Versorgung in Höhe von 907,50 DM zu leisten. Der Dienstwagen ist für die Abgeordneten im Großraum Bonn und Flughafen Köln/Düsseldorf frei.

Dies sind die Aktivitätsbezüge; aber auch die Ruhebezüge sind mit in die Betrachtung einzubeziehen.

Scheidet der Bundespräsident mit Ablauf seiner Amtszeit oder vorher aus politischen oder gesundheitlichen Gründen aus seinem Amt aus, so erhält er die Amtsbezüge mit Ausnahme der Aufwandsgelder noch für die auf den Monat des Ausscheidens folgenden drei Monate. Von diesem Zeitpunkt an erhält er für die Dauer eines Jahres als Übergangsgeld $^3/_4$ und von da ab als Ehrensold die Hälfte der Amtsbezüge. Dem ausgeschiedenen Bundespräsidenten stehen ferner eine Sekretärin (BAT IV a), ein Kraftfahrer und ein „Mercedes 300" zur Verfügung.

Ehemalige Regierungsmitglieder erhalten von dem Zeitpunkt an, in dem ihre Amtsbezüge aufhören, Übergangsgeld. Dieses wird für die gleiche Anzahl von Monaten gezahlt, für die der Berechtigte ohne Unterbrechung Amtsbezüge erhalten hat, jedoch mindestens für sechs Monate und höchstens für drei Jahre. Als Übergangsgeld werden gewährt

1. für die ersten drei Monate das Amtsgehalt und der Ortszuschlag in voller Höhe
2. für den Rest der Bezugsdauer die Hälfte dieser Bezüge.

Daneben werden Kinderzuschläge entsprechend den besoldungsrechtlichen Vorschriften für Bundesbeamte gewährt.

Wenn ein ehemaliges Mitglied der Bundesregierung der Regierung mindestens zwei Jahre angehört hat, hat es Anspruch auf Ruhegehalt, und zwar vom Beginn des Monats an, in dem es

das 55. Lebensjahr und eine Amtszeit von vier Jahren vollendet hat, auf 35 v. H.

das 55. Lebensjahr und eine Amtszeit von drei Jahren vollendet hat, auf 25 v. H.

das 60. Lebensjahr und eine Amtszeit von zwei Jahren vollendet hat, auf $18^1/_3$ v. H.

des Amtsgehalts und Ortszuschläge. Nach einer Amtszeit von vier Jahren steigt es mit jedem weiteren Amtsjahr um 3 v. H. bis zum Höchstsatz von 75 v. H.

Ein Ex-Bundeskanzler erhält außerdem nach § 16 Abs. 1 i. V. mit § 24 Haushaltsgesetz 1973 ein Sekretariat, bestehend aus einem persönlichen Referenten (5850 DM mtl.), einer Sekretärin (2200 DM mtl.) und einem Fahrer (2500 DM mtl.).

Zum Fall Eppler: Münchhausen 1974 — Zeichnung „Die Welt"

Eppler-Nachfolger:

Schmidt überrascht mit Bahr

Kotau vor den Linken in der SPD?

Bonn — Selbst für Kreise in der SPD überraschend hat Bundeskanzler Helmut Schmidt den früheren Sonderminister Egon Bahr als Nachfolger des zurückgetretenen Entwicklungsministers Eppler berufen. In politischen Kreisen Bonns wird dazu die Auffassung vertreten, daß Schmidt hierdurch den Versuch unternehmen wolle, dem linken Parteiflügel, der durch den Abgang Epplers verärgert sei, entgegenzukommen. Namens der Opposition hat deren außenpolitischer Sprecher, Dr. Werner Marx, die Befürchtung ausgesprochen, daß unter Bahr die Entwicklungshilfe gegenüber der Dritten Welt ideologisch und spekulativ gehandhabt werden könne. Es sei eine „merkwürdige Ungereimtheit", daß der Mann, der wegen seiner Mißerfolge vor sieben Wochen übergangen wurde, jetzt wieder einen Kabinettsitz erhalte.

Bundespost:

Höhere Gebühren - geringere Leistung

Wie ein Unternehmen seine Monopolstellung benutzen kann

Zwar hat Minister Ehmke das Posthorn an den Nagel hängen und seinen Platz im Kabinett räumen müssen, der Bundesbürger jedoch wird sich mit den „Andenken" herumzuschlagen haben, die der frühere Postminister zurückgelassen hat. In der Tat ist die Post seit langer Zeit bereits eines der Sorgenkinder der Bundesbürger und landauf und -ab hört man die berechtigten Klagen darüber, daß die „gute alte Zeit" verschieden und statt dessen ein Postservice entwickelt worden sei, der immer mehr zu wünschen übrig lasse. Zweifelsohne sind die Leistungen der Post nicht größer geworden und es wäre sicherlich einmal eine interessante Aufgabe nachzurechnen, was früher besser und billiger war.

Wenn die Post aber ihre Leistungen eingeschränkt hat, dann will sie wenigstens höhere Gebühren kassieren. Bekanntlich befindet sich dieses Unternehmen in einer Monopolstellung, gegen die sich der Bürger schwerlich zu wehren vermag und er muß halt das schlucken, was ihm dekretiert wird. Das sind ab 1. Juli wieder wesentlich erhöhte Gebühren, die die Post damit begründet, sie müsse — wie jedes Unternehmen — ihre Einnahmen durch die Ausgaben dekken. Nur vergißt man bei der Post, daß die Unternehmen nicht einfach alles für den Kunden draufhauen können, sondern sich überlegen müssen, wie sie rationalisieren und einsparen und so ihr Produkt für den bisherigen Preis an den Mann bringen können.



Post 1975: *„Einen Brief wollen Sie schicken? Mit der Post? Können Sie sich das denn finanziell leisten?"* Zeichnung np

Der aufgeblähte Beamtenapparat, der in allen Verwaltungen anzutreffen ist, hat selbstverständlich bei der Post auch eine gute Dependance. Jetzt will man sich endlich Gedanken darüber machen, wie die Personalkosten „durch ein neues System der Personalbemessung" reduziert werden können. Zusätzliche Investitionen werden ein erweitertes Angebot ermöglichen — so jedenfalls heißt es. Verständlich, daß solch großes Versprechen beim Bürger kleingeschrieben wird, denn er erlebt immer wieder den Abbau der bisherigen Leistungen. Wenn ein Werbe-Slogan der Post heute sagt: „Wenn die Post morgen nicht von gestern sein soll, muß sie heute investieren", dann könnte man sagen: wir wären schon froh, wenn die Post von heute die von gestern wäre. Denn sie ist merklich schlechter geworden.

Es wäre aber weit gefehlt, wollte man annehmen, durch die neu dekretierte Gebührenverordnung wäre die Post in der Lage, sich gesundzuschrumpfen. Trotz aller Maßnahmen und der Gebührenerhöhungen rechnet die Post im Jahre 1974 wieder mit einem Defizit von 800 Millionen D-Mark. Die sozusagen als Trostpflaster für die Postbenutzer verordneten Sozial-, Nacht- und Wochenendtarife vermögen das große Loch im Posthaushalt ebenfalls nicht auszugleichen und man kann davon ausgehen, daß die Belastung des Steuerzahlers auch weiterhin erheblich ansteigen wird.

Die Gebührenpolitik der Post trifft aber keineswegs nur die „Kleinen", denn sonst hätte sich gewiß nicht der Hamburger Zeitungsverleger Bucerius zu Wort gemeldet, der im Zusammenhang mit der Erhöhung der Postzustellgebühren für Zeitungen von einer „rücksichtslosen, überfallartigen Ausnutzung der staatlichen Monopolmacht" sprach, „mit der man bei Ehmke und seiner Regierung rechnen mußte". Bucerius: „Wenn VW seine Preise um fünf Prozent erhöht, meldet sich das Kartellamt. 65 Prozent höhere Preise der Monopolpost hingegen beruhigen offenbar die Regierung". Bekanntlich hatte der Verleger der „Zeit" in jüngster Zeit die „Wirtschaftswoche" verkaufen müssen und in der Begründung dieses Schrittes sich auf die steigenden Papierkosten und vor allem auch auf die wieder steigenden Zustellgebühren für Zeitungen bezogen.

Der Bürger hingegen ist dem Monopol der Post weitgehend ausgeliefert. Er vermag sich nur insofern zu schützen, als er sich sehr genau überlegt, ob das Telefonat notwendig ist oder der Brief nicht durch eine Karte ersetzt werden kann. Solange die Post glaubt, sich jede Erhöhung leisten zu können, sind wir wenig davor gefeit, zur Kasse gebeten zu werden. **H. B.**

Niedersachsen:

Fehler bei der Stimmenauszählung

Landeswahlleiter Schapper schließt Neuwahlen nicht mehr aus

Knapp 4,3 Millionen Stimmzettel zur Wahl des niedersächsischen Landtags vom 9. Juni sollen noch einmal ausgezählt werden. Diese Anordnung traf jetzt der niedersächsische Innenminister Lehners, und zwar unmittelbar nach der Bekanntgabe des endgültigen Ergebnisses durch den Landeswahlausschuß. Danach entfielen auf die CDU 48,8, auf die SPD 43,1 und auf die FDP 7,0 Prozent der Stimmen. Im neuen Parlament besitzt die CDU demnach 76 Mandate, die SPD 68 und die Freien Demokraten 11 Sitze. Wegen einer Differenz von 13 Wählerstimmen mußte die CDU ihr zunächst errungenes 77. Mandat an die SPD abgeben.

Lehners begründete seine Anordnung mit der Vermutung, es könne nicht ausgeschlossen werden, daß es „Fehler bei der Stimmenauszählung" gegeben habe. Schon in der Wahlnacht fiel bei einem Computer die Plausibilitätskontrolle aus, so daß man die Ergebnisse zum Teil durch Kopfrechner addieren mußte. Im Wahlkreis Nienburg hatte der Wahlleiter vergessen, 3000 Briefwahlstimmen in das Endergebnis einzubeziehen. In den acht Wahlkreisen um Hannover blieben sogar etwa 16 000 Stimmen unberücksichtigt. In Delmenhorst verschwanden plötzlich 14 ungültige Stimmzettel. Bei einer Kontrolle des Gesamtergebnisses aus 90 Wahlkreisen wurden 3000 Stimmen entdeckt, die vorher nicht aufgetaucht waren. In einem Wahlbezirk in Hannover gelangten 50 CDU-Stimmen zufällig auf das Konto der SPD. Eine von der CDU eingesetzte Kommission stellte außerdem fest, daß in einem Cloppenburger Stimmbezirk 40 Briefwahlzettel nicht gezählt werden konnten, da diese bei der Post liegengeblieben waren.

Landeswahlleiter Schapper erhob überdies schwere Vorwürfe gegen die Meldebehörden, die bestimmte Vorschriften „nicht korrekt angewendet" hatten. Durch diesen Irrtum erhielten mehrere hundert Niedersachsen zwei Wahlberechtigungsscheine. Schapper betonte, Neuwahlen könnten notwendig werden, wenn sich herausstelle, daß rund 100 Bürger zwei Stimmzettel abgegeben haben.

Sollten sich bei der ersten Stimmenauszählung tatsächlich Fehler eingeschlichen haben, muß beim neugewählten Landtag Wahleinspruch eingelegt und ein Wahlprüfungsverfahren eingeleitet werden. Eine Nachzählung könnte zur Folge haben, daß die Sitzverteilung sich zugunsten der CDU verändert.

Das ganze Dilemma der Niedersachsen-Wahl wird in einer Glosse der „Welt" so geschildert: „Nigeria, Niedersachsen, Nikaragua — wie kommt es nur, daß in exotischen Ländern, die mit Ni beginnen, nicht alle Bürger richtig zählen können, mindestens nicht diejenigen, die der Landeswahlleiter zum Zählen eingeteilt hat?... Wer würde es wagen, auch nur einem einzigen Niedersachsen Dummheit nachzusagen? Wer aber wagt es umgekehrt, ihm böse Absicht zu unterstellen? Wenn jedoch beides nicht denkbar ist — hat dann ein Kobold in den Wahlurnen gepoltert, ein Rechenteufel den Schwanz in die Rathaustür geklemmt? Unter diesen Umständen bleibt der Mut zu bewundern, mit dem die Parteien die Hoffnung hegen, die Nachzählung von 4,3 Millionen Zetteln (oder 43 Millionen, soll sich der Teufel um ein Komma scheren?) könnte nun plötzlich zuverlässige Resultate haben."

I. H.

Neue Bücher:

Mein Mann ohne Maske

Wie Rachele Mussolini den „Duce" Italiens heute sieht

Mit den Buchbesprechungen ist das so eine Sache. Einerseits freut man sich, ein neues Buch zu erhalten, denn es ist alter Brauch, daß man das Buch, das man „bespricht", denn auch seinem Bücherbord einverleiben darf. Andererseits jedoch kann es sich auch um Bücher handeln, die dem Rezensenten einfach nicht liegen. Jungen Menschen geht es nicht selten so mit politischen Büchern. Vor allem mit solchen, die aus einem bestimmten Blickwinkel geschrieben sind. Heißt es doch irgendwo, es sei immer eine schlimme Sache, wenn die Sieger die Geschichte der Besiegten schreiben. Und das Buch, das ich mir in diesen Tagen zu Gemüte führte, behandelte einen der Besiegten: Benito Mussolini, der Diktator Italiens, der im Juli 1943 durch den König seines Amtes als Regierungschef enthoben, gefangengesetzt, auf Hitlers Weisung befreit, kurzfristig Chef der „Republik von Salo" war, einem verhältnismäßig unbekannten Ort am Comer See, im April 1945 von Partisanen festgenommen und — zusammen mit seiner Geliebten — erschossen wurde. Über lange Jahre blieb sein Leichnam verschollen. Viele Jahre später wurden die Überreste des „Duce" in einer kleinen Holzkiste der Familie übergeben und heute ist Mussolini in seiner Heimat, der Romagna, in der Familiengruft beigesetzt.

Das alles ist mehr oder weniger bekannt. Weshalb also noch darüber schreiben? Schließlich ist fast ein Vierteljahrhundert vergangen, seit Mussolini die Geschicke Italiens bestimmte. Letztlich auch die Geschichte dieses Landes, das er zu vermeintlicher Größe — der König wurde Kaiser von Äthiopien — führte und dem er den Untergang nicht ersparen konnte. Nicht nur über Napoleon gibt es Literatur in Legion. Auch die Diktatoren der Neuzeit brauchen sich über Publizität nicht zu beklagen. Was aber an diesem Buch reizte, war die Tatsache, daß hier die Witwe Mussolinis aus der Distanz der Jahre und mit den Augen der Eingeweihten über ihren Mann schrieb, einen Sohn armer Leute, der seine politische Karriere als glühender Sozialist begann und der zum Faschisten, zum Idol der Massen, zum Diktator wurde.

Bei der knappen Skizzierung des Lebensweges dieses Mannes wurde angeführt, daß er 1945 zusammen mit seiner Geliebten — der jungen Claretta Patacci, der Tochter eines angesehenen päpstlichen Leibarztes — erschossen wurde. Eine Tatsache, die seiner Frau bekannt war. Und ihr war noch weit mehr bekannt. So ist es sicherlich reizvoll zu lesen, wie Rachele Mussolini, wie die Witwe den Mann sieht, der die Geschichte unseres Jahrhunderts mitgestaltete. Die heute 85jährige Witwe Mussolinis bezeichnet



Rachele Mussolini

sich selbst als eine einfache Frau, die, das ist bekannt, auch dann „auf dem Teppich blieb", als sie durch den Annunciaten-Orden, den der König ihrem Mann verliehen hatte, ganz zwangsläufig sozusagen zur „Cousine der Königin" geworden war. Selbst als die „First Lady" ihres Landes blieb sie eine einfache Frau, der Inbegriff der italienischen Mamma, die nach der Tradition das politische Geschäft ihrem Mann überläßt und die klug und energisch das Haus als das Zentrum der Familie regiert.

Hierhin zog sich der mächtigste Mann Italiens zurück, wenn er eben nur „Herr Mussolini" sein wollte, Familienvater und Ehemann. Gustav Heinemann hat einmal gesagt: „Ich liebe nicht Deutschland, ich liebe meine Frau." Wie ähnlich klingt der Satz Mussolinis: „Ich bin nicht mit Italien verheiratet wie Hitler mit Deutschland."

Klopft man dieses Buch auf seinen politischen Inhalt ab, etwa auf Mussolinis Haltung zum Vatikan, seine Einstellung in der Judenfrage, wie er, der zunächst Hitler ablehnte, schließlich doch in dessen Bann geriet und damit den eigenen Untergang heraufbeschwor, dann wird man feststellen, daß er mit einer anderen Elle gemessen werden muß. Beweis hierfür vielleicht auch die Tatsache, daß Mussolini keines Verbrechens gegen die Menschlichkeit angeklagt worden war.

Natürlich versucht seine Witwe die positiven Seiten seines Wesens mit kräftigeren Strichen zu zeichnen. Doch unbestritten realistisch und nicht ohne Humor bietet Frau Rachele auf einer bunten Palette das Leben ihres Mannes, erwähnt seine zahllosen Frauen-Affären ebenso wie die kleinen und großen Eitelkeiten ihres Mannes oder seine Sorglosigkeit in Gelddingen. Und was die Frauen angeht: Rachele Mussolini schreibt: „Er liebte sie mit runden Formen. Blond, brünett oder rothaarig, das war ihm gleich. Nur parfümiert durften sie nicht sein. Er, das war Benito Mussolini; sie, das waren die Frauen . . . Ich kann heute sagen, daß Mussolini, was die Quantität angeht, ebenso viele Jagdtrophäen besaß wie jeder normale Italiener, der den Frauen gefällt.

Ich versuche nicht aus Trotz ihre Bedeutung zu schmälern, aber ich möchte doch wahrheitsgemäß feststellen, daß mein Mann immer zu Hause geschlafen hat, es sei denn, er war auf Reisen . . . Daher frage ich: wo hat er es getan? Wo? Ich glaube, ich kann darauf antworten: in seinem Büro, wo er sich einen kleinen Salon hatte einrichten lassen, ohne Bett, mit einem Sofa zum Ausruhen. Wann? Zwischen Tür und Angel. So sah Mussolinis gewaltiges Liebesleben aus. Wer tut es ihm nicht gleich?"

Freimütig schildert Frau Mussolini das letzte Abenteuer, das Mussolini mit Clara Petacci hatte. Wie sie sich im Jahre 1944 entschloß, die

Rachele Mussolini:

Mussolini ohne Maske

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Leinen, 218 Seiten, 34,— DM

Geliebte ihres Mannes in Gargnano am Gardasee aufzusuchen, um ihr die Beendigung der Beziehungen abzuverlangen. Bevor Rachele die Petacci verließ, rief sie ihr zu: „Sie werden ein böses Ende nehmen, man wird sie auf die Piazzo Loreto stellen." Das war einige Monate, bevor es wirklich so kam: nur wurde Claretta Petacci nicht auf die Piazzo Loreto gestellt, sondern ihre Leiche wurde zusammen mit der Mussolinis auf der Piazza Loretto in Mailand zur Schau gestellt. Bis die Amerikaner dem widerlichen Schauspiel ein Ende machten.

Rachele Mussolini hat das Leben mit Mussolini mit interessanten Strichen gezeichnet. Viele unbekannte Einzelheiten, die sicherlich wert sind herangezogen zu werden zur Beurteilung eines Mannes, dem seine Frau auf dem Höhepunkt seiner Macht die Warnung mit auf den Weg gab: „Denk an Napoleon, Benito!"

Rachele Mussolini war, verständlich, eifersüchtig, aber sie war immer loyal gegen Mussolini, der ihr das Leben gewiß nicht einfacher gemacht hat. Sie hat ihn stets gewarnt, selbst in faschistischen Großzeiten, daß seine Sache „ein schlechtes Ende nehmen" werde. Die Geschichte hat ihr Recht gegeben. Heute lebt sie, fast 85 Jahre alt, wieder in dem Haus, das ihr Mussolini kaufte, als er noch nicht der „Duce" war, in der Romagna, und kümmert sich um ihren Hausstand, als hätte sie nie etwas anderes getan.

„Im Haß zu leben?"

Sie hat, wie sie schreibt, ihren inneren Frieden gefunden und dafür liefert sie einen Beweis. In Milano-Maritima traf sie im Jahre 1969 durch einen Zufall auf einen Partisanen, der ihr bekannte: „Signora, in der Widerstandsbewegung hieß ich Bill. Ich war es, der ihren Mann in dem deutschen Lastwagen in Dongo erkannte. Ich ließ ihn aussteigen, durchsuchte ihn und verhaftete ihn."

Mein Herz schlug wie rasend. Vor mir stand der Mann, der Mussolini in seinen furchtbaren Tod gestoßen hatte, und hielt meine Hand. Was für ein seltsames Geschick! Nach 24 Jahren begegnete ich ihm! Er mußte damals noch sehr jung gewesen sein.

Als hätte er meine Gedanken erraten, setzte Bill seine Beichte fort:

„Ich fragte Mussolini, ob er Geld bei sich hätte. Daraufhin sah er mich ernst an und sagte mit einer seltsam ruhigen Stimme: „Sie können mich durchsuchen, ich habe nichts. Im Wagen liegt die Aktentasche, die zwar auch kein Geld enthält, aber etwas anderes, was Italien retten kann: Dokumente! Ich habe alles überprüft, es stimmte. Ihr Mann wurde verhaftet. Seit 1945 habe ich keinen Frieden mehr gefunden. Ich höre immer seine Stimme und sehe diesen Blick vor mir. Signora, ich war achtzehn Jahre alt, jetzt bin ich ein Mann, doch ich werde nicht leben können, solange sie mir nicht verziehen haben. Der Zufall wollte es, daß wir uns begegnet sind. Das ist vielleicht ein Zeichen des Schicksals. Bitte, Signora . . ."

In der Stille des Restaurants von Mila-Maritima, vierundzwanzig Jahre nach der Tragödie, machte ich über der Stirn, die sich zu mir neigte, das Zeichen des Kreuzes, und ich vergab dem, der Benito Mussolini am Abend vor seiner Hinrichtung verhaftet hatte. Wozu kann es gut sein, im Haß zu leben? Er war damals achtzehn Jahre alt . . ." UTE WELLEMS



Die Vertreibung von 1945 und den Jahren danach ist ein geschichtliches Faktum, und viele von denen, die damals so Hals über Kopf die Heimat verlassen mußten, wissen auch, daß die Aussicht gering ist, sie wiederzusehen. Aber es gibt hier zwei Aspekte. Das merkt man deutlich, wenn man die vielen Briefe an die „Ostpreußische Familie" richtig zu lesen versteht. Es sind ja nicht alles nur Wünsche oder Hilfsangebote; viele sind darunter, in denen sich ein Heimatfreund einfach das Herz freiredet und über die Dinge erzählt, die ihn so im Alltag bewegen. Die Gewalttat von 1945 war eine „äußere" Vertreibung, die die davon Betroffenen erleidend hinnehmen mußten, aber innerlich nicht nachvollzogen. Allgemeinverständlich könnte das so ausgedrückt werden, daß der Mensch ging — gehen mußte. Das Herz aber blieb zurück. Es ließ sich nicht vertreiben!

Allem zum Trotz ist nur die äußere, jedoch nicht die „innere Vertreibung" gelungen. Darin liegt eine ungeheure Stärke, die die Menschen aus Deutschlands Ostprovinzen kaum richtig begriffen und selten wirksam in die Waagschale geworfen haben. Was hier mit Stärke gemeint ist, ist eine seelische Kraft, die sich nicht einfach auf eine Organisation übertragen läßt, denn Organisationen haben von der Sache her nun einmal andere Aufgaben. Daß zu ihrem Ausdrucksschatz das Bekenntnis zur Heimat gehört, ist eine Selbstverständlichkeit. Aber damit wird die seelische Kraft, von der hier die Rede ist, nicht voll ausgeschöpft. Denn: daß die „innere Vertreibung" nicht stattgefunden hat und auch gar nicht stattfinden wird, verlangt andere Ausdrucksformen. Ob sie sich politisch formieren lassen, soll hier nicht untersucht werden. Das ist ein zu weites Feld. Man kann diese Überlegungen getrost anderen überlassen.

Hier geht es um die praktische Seite. Wenn wir in den Briefen, die so eine Art „Tätigkeitsberichte" sind, lesen können, wie über weite Räume Kontakte — sehr oft durch unsere Hilfe — angeknüpft wurden und weiter gepflegt werden, wie andere von der Vertreibung nicht Betroffene wirksam davon überzeugt wurden, daß der Verlust der Heimat kein ostdeutsches Schicksal ist, sondern alle Deutschen angeht, dann ahnt man die Stärke. Keine noch so schöne Rede kann bekanntlich die Wirkung des ständigen Gespräches der Menschen untereinander ersetzen. Es kommt nur darauf an, daß diejenigen, die miteinander sprechen, immer glaubwürdig bleiben. Eine durchaus verständliche Verbissenheit ist längst nicht so gut wie die ruhige Beharrlichkeit. Sie wird immer der aufbringen, bei dem die „innere Vertreibung" nicht stattgefunden hat.

*

Im Rahmen unserer Aktion „Erinnerung an die Heimat" (ständige Kennziffer K 300) ist eine Frage aufgetaucht, der man nachgehen sollte. Meist geht es ja darum, Fragen über diesen oder jenen gegenwärtigen Zustand durch Urlaubsreisende beantworten zu lassen. Nun schrieb uns dazu Herr P. aus Swakopmund in Süd-West-Afrika: „Ich würde so gerne viel über Rastenburg hören. Meine Eltern wohnten bis 1936 Wilhelmplatz 2. Mein Bruder lag auf dem Friedhof begraben. Ich bin gern bereit, alle Unkosten zu ersetzen." — Nun hat Leser P. keine bestimmte Frage gestellt, sondern er möchte gerne „viel" wissen. Mit unseren Mitteln können wir den Wunsch nicht erfüllen, hier brauchen wir die Hilfe aus der Familie. Mit Sicherheit wird es einen Heimatfreund geben, der umfangreiche Kenntnisse über Rastenburg hat. Kenntnisse, die auch über das Jahr 1945 hinaus bis in die heutige Zeit gehen. Es müßte einer sein, bei dem — wie eingangs ausgeführt — die „innere Vertreibung" nicht stattgefunden hat und dessen Herz dort zurückgeblieben ist. Wir stellen uns das so vor, daß zwischen ihm und dem Freund in Afrika in Form eines Gedankenaustausches eine Art Patenschaft hergestellt wird. Sollte das gelingen, könnten wir wetten, daß das Beispiel Schule machen wird.

*

Im vorigen Jahre hatten wir schon einmal einen Urlaubsaustausch oder eine Vermittlung angeregt. Der Erfolg war leider nur mittelprächtig. Es lief alles sehr zähflüssig. Hier scheint sich nun eine Wende abzuzeichnen, wenn auch die Zeit ein wenig fortgeschritten ist, aber es zeigt sich, daß Ostpreußen im Urlaub gern zu Ostpreußen möchten und daß andererseits Ostpreußen gerne für kurze Zeit Ostpreußen bei sich aufnehmen. Es ist einfach die heimatliche Bindung, die das Hauptwort dabei spricht. Frau Käthe M. aus Sindeldorf in Südwestdeutschland möchte einen Ostpreußen oder eine Ostpreußin, jünger als sie selbst (Jahrgang 1888), zu sich zur Sommerfrische einladen:

„Der Gast müßte naturliebend sein wie sie, mit ihrer einfachen Einrichtung vorlieb nehmen (sie war nämlich einer Krankheit wegen 1962 mit Sack und Pack nach Italien gezogen). Er sollte Interesse für klassische Musik, gute Literatur, Kunst, Theater, Politik, Philosophie und Neigung zum Glauben (evang.) haben. Das wichtigste ist vor allem ein aufrichtiger Charakter, warmes Herz und keine berechnende Einstellung" (Kennziffer D 602).

Aus Stuttgart schreibt Herr H.:

„. . . stamme aus Königsberg. Ich möchte in der Zeit vom 22. 7. bis 10. 8. Urlaub an der schönen Ostsee machen und hätte gern ein Privatquartier bei Landsleuten, die auch aus Königsberg oder Umgebung sind. Ich bin 48 Jahre alt und nicht anspruchsvoll" (Kennziffer D 601.).

Herr M. aus Bissendorf stammt aus dem Ermland. Er möchte Landsleute bei sich aufnehmen:

„Wir haben uns nach dem Kriege eine kleine Nebenerwerbssiedlung in landschaftlich reizvoller Lage am Rande der Lüneburger Heide (25 km von Hannover, viel Wald, Badesee in der Nähe, Hallenschwimmbad im Ort, reine Luft und ruhig gelegen) aufgebaut. Nachdem die Kinder aus dem Hause sind, steht unser Nebenhaus (2 kl. Schlafzimmer, komplett eingerichtete kleine Küche, Wohnzimmer, Waschraum, alles sehr schön und neu eingerichtet) leer. Hier könnten ältere Ehepaare zu einem günstigen Preis einen ungestörten, erholsamen Urlaub verbringen. Zum Hause gehört ein großer parkartiger Garten. Alle schönen Plätze in der Lüneburger Heide können leicht erreicht werden" (Kennziffer D 603).

*

Vom „Bücherschrank" ist zu berichten, daß der Nachschub rollt. In der letzten Woche waren es vierzehn Pakete. Erstaunlich ist, daß immer wieder interessante Literatur aus dem ostpreußischen Raum dabei ist. Demnächst mehr darüber.

Mit den besten Grüßen

Ihr Christian

Ein Urlaub auf der Insel Rügen

Noch immer wenig Tourismus in Mitteldeutschland – Angst vor Spionen und Saboteuren

Wenn sich zur schönen Sommerzeit wieder Urlauberströme per Bahn, Bus, Kleinauto oder Motorrad über den zweieinhalb Kilometer breiten Stralsund auf die Insel mit ihren vielen Stränden und Seebädern ergießen, forscht das Ohr vergebens nach dem an Europas Küsten so animierend klingenden internationalen Spachengewirr. Unterschiede fallen aber auch hier auf: Neben dem Plattdeutschen verraten Berliner oder sächsisch-thüringer Dialekt die Herkunft der Touristen.

Touristik wird in Mitteldeutschland noch klein geschrieben. Noch kämpft die Furcht der „DDR" vor Spionen und Saboteuren mit Überlegungen, wie man den Franc-, Gulden-, Kronen- und DM-streuenden westeuropäischen Urlauberstrom über die Touristik anzapfen könnte. Zur Genehmigung von Kurreisen in festgelegte Badeorte wird man sich demnächst wohl vorerst entscheiden.

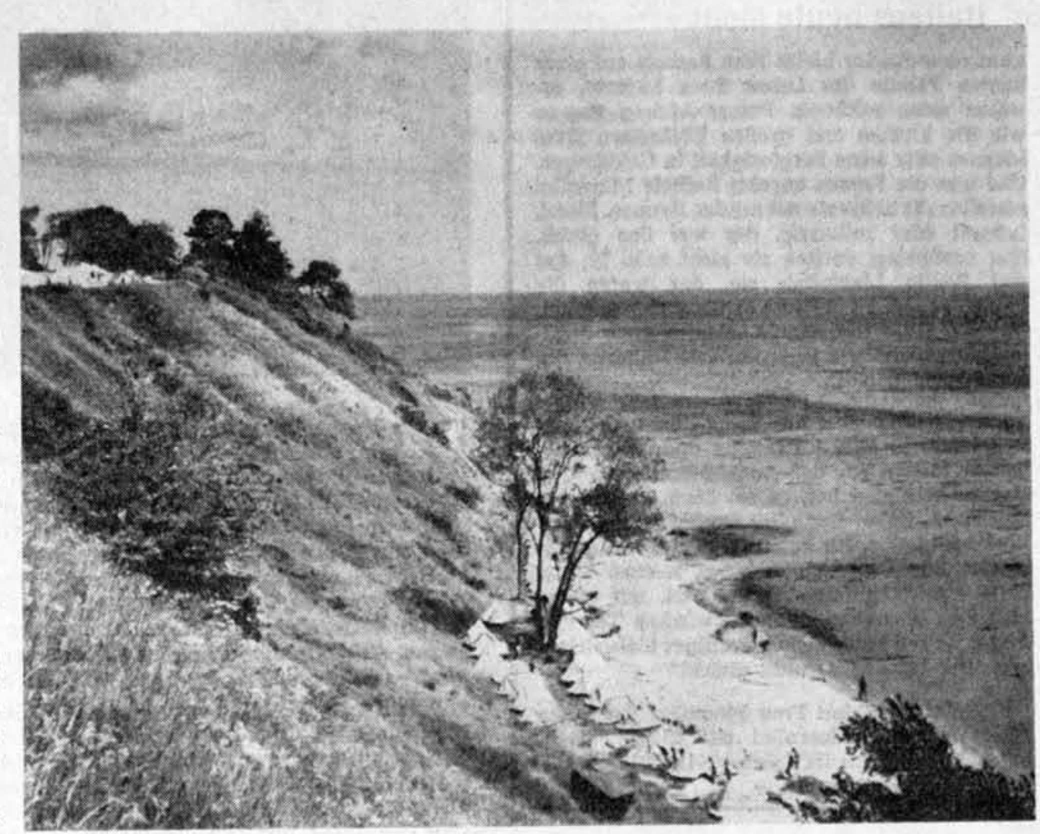
Im Augenblick ist es — wie überall bei Reisen nach Mitteldeutschland — auch für einen Rügenaufenthalt wichtig, Verwandte dort zu haben. Ich habe das Glück.

Über die Nabelschnur des 1930 bis 1936 erbauten Rügendammes trägt mich die Reichsbahn von Stralsund aus auf die größte deutsche Ostseeinsel. Durch eine leicht hügelige Landschaft geht die Fahrt, vorüber an Feldern, Wiesen und Wäldern.

Bergen ist die Kreisstadt und Hauptstadt der Insel. Ein Kuriosum ist ihre Lage, gleichzeitig im Zentrum der Insel und doch nahe an der See. Die Zerrissenheit Rügens sorgt dafür. Tief, fast spiralförmig, schneidet der Jasmunder Bodden als buchtenreicher Meeresarm in die Insel.

Bergens Marienkirche aus dem 12. Jh. und der Ernst-Moritz-Arndt-Turm auf dem 91 m hohen Rugard grüßen herüber. Dann geht die Fahrt über eine Landzunge zwischen Großem und Kleinem Jasmunder Bodden hin nach Jasmund, dem zweitgrößten Inselkern. Bald ist Saßnitz erreicht, wo ich am Bahnhof von den Verwandten erwartet werde.

Nur zu schnell vergeht die Zeit mit Erzählen und Berichten von hier und dort, und nach einem Tag der Ruhe drängt's den Besucher aus dem Haus, die kurze Zeit auszunützen, um liebe Stätten zu besuchen, Veränderungen festzustellen. Und vieles hat sich verändert!



Sommer auf Rügen — Foto Archiv

Vom Hochuferrand am Hafenbahnhof hat man einen herrlichen Ausblick über weite Teile der Küste nach Süden: Hinter der weitgeschwungenen Bucht der Prorer Wiek erblickt man die Seebäder Binz, Sellin, Baabe und Göhren. Im Hintergrund ist die Erhebung des Nordperds zu sehen. Unter mir zieht sich die Ostmole — vor der Jahrhundertwende erbaut — über eineinhalb Kilometer in die See. In der Fährschiffanlage liegt die „Saßnitz", eins der beiden Fährschiffe, die zwischen Rügen und Trelleborg in Schweden verkehren. Jedes von ihnen hat eine Kapazität von 40 Eisenbahnwagen und 1000 Menschen, die seitens der Zonenbewohner jedoch wegen der Reisebestimmungen nicht ausgenutzt werden kann.

Etwas entfernt liegt der Fischereihafen mit den Gebäuden des VEB Fischkombinat Saßnitz. Wie der Name schon sagt, sind hier alle Anlagen des Fangbetriebs zusammengelegt. Die Verarbeitung der angelandeten Fische erfolgt im VEB Fischwerk im Stadtteil Dwasieden. Für Rügen und Saßnitz bedeutsam ist die Kreide. Vor rund 80 Millionen Jahren war dieses Gebiet vom Meer bedeckt. Große Mengen Kalkschlamm hatten sich abgesetzt. Im Laufe einiger Millionen Jahre hob sich das Land und gab die Oberschicht der Kreideschollen frei. Wurde früher die Kreide in Kleinbetrieben gewonnen, so sind heute Abbau und Verarbeitung im Stadtteil Klementelvitz konzentriert und mechanisiert.

Neben der wirtschaftlichen Bedeutung der Kreide für Rügen darf der landschaftliche Reiz nicht außer acht gelassen bleiben, den die Abbruchkanten der Kreideschollen von Stubbenkammer auf den Besucher ausüben. Vom Hochuferweg, einem der schönsten Wanderwege Rügens, geht der Blick zwischen den uralten Buchen hinüber zum Königstuhl. 133 Meter hoch ragt dieser malerische Kreidefelsen steil aus dem Meer. Besonders prächtig ist der Dreiklang der Farben: Das Weiß der Kreidefelsen, umgeben vom Grün der Wälder vorm Hintergrund der blauen Ostsee.

Hans-Georg Schnege

Kampf gegen die Scherben in Meissen

Staatliche Porzellanmanufaktur bringt „DDR" wertvolle Devisen

Den Meissener Porzellanherstellern fällt immer wieder etwas Neues ein, obwohl das bei der Fülle der Muster und Dessins kaum mehr möglich erscheint. Eine der letzten Neuschöpfungen der VEB Staatlichen Porzellanmanufaktur Meissen ist das 250teilige Service-Ensemble „Jagd", das auch auf der letzten Leipziger Messe zu sehen war und dort eine Goldmedaille erhielt. Überkommenes und gegenwärtiges Meissener Stilempfinden sei hier, nach dem Urteil von Experten, vollendet vereinigt.

An der Qualität der Meissener Produktion hat sich gegenüber früher nichts geändert. Sie verteidigt unangefochten ihren internationalen Ruf, den sich das Gütezeichen der Schwerter in mehr als zweieinhalb Jahrhunderten erwarb. Geändert hat sich jedoch in jüngster Zeit die Silhouette des Werkes an der Leninstraße. Auf dem weitläufigen Fabrikgebäude erhebt sich jetzt ein moderner hellgrauer Bau: die neue Ofenhalle, in die Figuren, Vasen, Teller, Tassen und Schüsseln auf fast mannshohen Wagen zum Brennen hineingeschoben werden.

Seit eh und je gibt es in einer Porzellanfabrik Scherben. Ihnen hat man in Meissen einen „Kampf gegen den Verderb" angesagt. Das Kollektiv der Malerei-Auslieferung beschloß kürzlich, daß jeder Maler das von ihm angeschlagene, also wertgeminderte Stück mit seinem Namen kennzeichnen muß. Vor dem Kollektiv hat sich der betreffende Pechvogel dann zu rechtfertigen — und dieses entscheidet, ob es ein unverschuldeter oder ein schuldhaft verursachter Bruch war.

Die Meissener „Porzelliner" — wie sie sich selbst nennen — haben diesen Beschluß nicht von ungefähr gefaßt. Die Fabrikate der Staatlichen Porzellanmanufaktur bringen der „DDR" alljährlich viele wertvolle Devisen ein. Nur einwandfreie Ware erzielt hohe Preise; die wertgeminderte „zweite Wahl" läßt sich nur in der „DDR" selbst verkaufen. Man zahlt dann zwar auch viel Geld — aber Devisen holt wertgemindertes „Meissen" nicht herein. Meissener Scherben bringen kein Glück . . . zumindest nicht für einen „Porzelliner"-Pechvogel.

Walter Döbler

Porzellanmaler bei der Arbeit — Foto AMD

Von den Trinkern und Rauchern

Jede zehnte Mark für Genußmittel

Wenn es nach dem Statistischen Jahrbuch der „DDR" geht, dann ist jeder neunte Einwohner Mitglied einer Sportgemeinschaft und jeder sechste macht von der Möglichkeit eines Tagesausfluqs in reizvolle und erholsame Ausflugsgebiete Gebrauch. Und jeder Bürger der „DDR" — die Statistik macht keinerlei Altersunterschiede — raucht im Monat weit über 80 Zigaretten. Diese Zahl ergibt sich aus der einheimischen Jahres-Tabak-Produktion: 16 Milliarden Zigaretten, dazu 1,3 Milliarden Zigarren und über 1000 Tonnen Pfeifentabak. In den Gaststätten zwischen Werra und Oder werden jährlich etwa 4,7 Milliarden Mark umgesetzt. Auf 12 Monate aufgeschlüsselt bedeuten diese fast fünf Milliarden Mark, daß jeder „DDR"-Bürger rund 25 Mark monatlich ins Wirtshaus trägt.

Der statistische Durchschnittsbürger zwischen Werra und Oder gibt etwa jede zehnte Mark seines Einkommens für Genußmittel, aber nur ein knappes Vierzigstel für Kultur und Erholung aus. Da in diesen Ziffern natürlich auch alle Neugeborenen, Kleinkinder und Kinder erscheinen, verschieben sich die realen Werte für den Einzelnen selbstverständlich. Erwachsene rauchen und trinken erheblich mehr, als die Statistik ausweist. Die Folgen lassen sich ebenfalls aus der Statistik ablesen: von etwa 240 000 Todesfällen, die im Laufe eines Jahres in der „DDR" eintreten, wird fast die Hälfte durch Kreislaufversagen verursacht. Weitere 40 000 Tote sind Opfer von Krebs, Diabetes und Magenkrankheiten.

Die „DDR"-Propagandisten für Gesundheitserziehung erklären, sie wollten keine Naturmenschen und auch keine Gesundheitsapostel erziehen, aber die Sorge um die Gesundheit eines jeden Bürgers sei „ein wesentlicher Bestandteil der Politik des sozialistischen Staates. Das Recht und die Pflicht auf Gesundheit ist sogar in der Verfassung der ‚DDR' verankert". Und man verweist auf den sowjetischen Herzspezialisten Amossow, der einmal gesagt habe, die beste Methode, das Leben zu verlängern, bestehe darin, es nicht zu verkürzen. „Lohnt es sich nicht", so argumentieren die Propagandisten für Gesundheitserziehung nicht ungeschickt, „für die eigene Gesundheit, also für ein längeres Leben, einen Teil jener Initiative einzusetzen, die man unbedenklich für die Anschaffung eines Fernsehers oder Autos aufbringt?"

Wilma Bischoff

Der Soldat auf Zeit zu zweit

Vorschlag der Freien Deutschen Jugend

Die Nationale Volksarmee der „DDR" macht sich Sorgen um den Gemütszustand ihrer Offiziere und Soldaten auf Zeit, die sich freiwillig zu einem längeren Kriegsdienst entschlossen haben. Denn vor allem ihnen, die auf längere Zeit vom heimatlichen Herd Abschied nehmen, werden in immer größerer Zahl die Frauen, Verlobten, Bräute und Freundinnen untreu. Die „Freie Deutsche Jugend" im Ostseebezirk Schwerin hat daher jetzt den Vorschlag erneuert, die Frauen und Mädchen der verlassenen Soldaten stärker ans Kasernentor zu binden. Zwar sollen sie auch weiterhin vom Wehrdienst mit der Waffe in der Hand verschont bleiben, aber, so meinen die kommunistischen Jugendbündler von Schwerin, viel würde es schon helfen, wenn man den Frauen ermöglichte, wenigstens an den politischen Schulungsstunden und Diskussionen der Männer teilnehmen zu dürfen.

Welchen Einfluß gemeinsame Teilnahme an Vortragsabenden und politischen Diskussionen auf das Gemüts- und Sexleben der auseinandergerissenen Soldaten-Ehen und -Liebschaften haben wird, soll sich erst noch erweisen. Eine Losung hat die dichterisch nie verlegene „DDR"-Propaganda für dieses neue Modell jedenfalls schon gefunden. Sie lautet „Soldat auf Zeit zu zweit!"

Hans Peter Rullmann

Erfolgreiche Musicals aus den USA

Aufführungen von volkseigenen Autoren finden wenig Anklang

Auf den Musikbühnen zwischen Werra und Oder werden außer Opern nicht nur Operetten, sondern auch Musicals gespielt. Aber die Werke der Klassiker behaupten nach wie vor die Szenerie der leichten Muse, wie die Offenbachs, Joh. Strauss oder von Millöcker. Das Publikum liebt den „Zigeunerbaron" um seiner Musik und seiner romantischen Handlung willen — die Theaterleiter testieren der Operette „eine gewisse progressive Tendenz". Andererseits lassen sie nichts unversucht, um ihr Publikum von der „spätbürgerlichen Operette" der Leo Fall, Emmerich Kálmán und Franz Lehár abzubringen. Oberspielleiter Klaus Winter von Landestheater Halle meint: „Die Statistiker informieren uns, daß sich das Wissen der Menschen heutzutage alle sieben Jahre verdoppelt. Ich kann deshalb nicht glauben, daß die Leute vom Inhalt der Operetten noch befriedigt sind." Aber den Operettenbesuchern ist der Text gleichgültig — sie wollen „schöne Melodien" hören, die man dann auch noch in besonderen „Operettenkonzerten" spielt.

Die erfolgreichen Musicals in der „DDR" stammen aus den USA — nicht anders als auch in der Bundesrepublik. „Kiss me Kate", „Show Boat", „West Side Story", „My fair Lady" und „Der Fiedler auf dem Dach" waren in Leipzig, in Dresden, in Ost-Berlin große Erfolge. „Der Mann aus La Mancha" jedoch mußte in Brandenburg nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwinden. Die Zuschauer blieben aus.

Musicals von „DDR"-Autoren bzw. -Komponisten haben wenig oder gar keinen Erfolg, ob es sich um „Karambolage" (1969 Gera) handelt oder um „Hände hoch, Mister Cooper" (1973 Dresden). Nicht viel anders erging es kürzlich in Halle dem „Durchgangszimmer" — der Geschichte des Mädchens Brigitte, das ein Kind erwartet und in ein Durchgangszimmer zieht. Es wurde als Musical angekündigt, firmierte dann aber als „Stück mit Musik", „weil Komponist Bernd Wefelmeyer ein bißchen wenig Musik gemacht hat", wie es in einem Bericht hieß.

Schuld daran, daß das Musical in der „DDR" bisher erfolglos blieb, haben nach Meinung der Kritiker der Rundfunk und das Fernsehen der „DDR". Diesen Institutionen wurde in verschiedenen Zeitungen vorgeworfen, sie ließen Musical-Melodien von „DDR"-Komponisten bestenfalls erst ein halbes Jahr nach der Uraufführung über die Sender gehen. „Doch das Musical benötigt das ‚Vorausdudeln' seiner Melodien", schreibt ein Musical-Freund und verweist auf „My fair Lady", die „längst ein Begriff war, als sie auf unsere Bühnen kam".

Christian Lengsfeld

Plattdietsch - Hochdeutsch - Kauderwelsch

Hedwig von Lölhöffel: Wir sollten uns der heimischen Sprache nicht schämen

Wie sprechen wir Ostpreußen dreißig Jahre nach der Vertreibung? Wie schreiben wir? Welchen Stil und welche Ausdrucksweise möchten wir in unserer Heimatzeitung, in unseren Kreisblättern finden?

Bei vielen unserer Familien mischen sich ostpreußische mit hiesigen Dialekten. Hochdeutsch wechselt wie einst mit Plattdeutsch, hier und da auch mit wissenschaftlichem „Fachjargon". Bei Jüngeren tauchen dazwischen die verstümmelten Wort- und Satzgebilde der Rocker- oder Gammlersprache auf.

So entsteht, meist ohne Absicht, ein erbärmliches Kauderwelsch, weit schlimmer als der harmlose ostpreußische Halbdialekt, den wir „Messingsch" nennen.

„Wenn hoch, dann richtiges Hoch, wenn platt, dann gutes Platt!" pflegte meine Mutter zu sagen (Erminia v. Olfers-Batocki — Die Red.). Das galt für Sprechende ebenso wie für Schreibende.

„Ons leewet Platt", wie es in den nördlichen und mittleren Landkreisen Ostpreußens gesprochen wurde, rechnet mancher schon zu den ausgestorbenen Mundarten. Ganz zu Unrecht, denn bei vielen Familien ist es lebendig wie eh und je. Gewiß könnte unser Platt noch Jahrzehnte überdauern. In geschlossenen ostdeutschen Siedlungsgebieten, wir denken an die Ermländersiedlung, müßte es noch länger möglich sein. Ein Beispiel dafür geben niedersächsische Siedlungen in Amerika, deren Bewohner durch Generationen hindurch ihr Platt bewahrt haben.

Bei zerstreut lebenden Vertriebenen können Forscher heute noch gute mundartliche Tonbandaufnahmen machen. Auf einem Kreistreffen in diesem Jahr verabredeten fünfzig Angehörige eines natangischen Dorfes, beim Wiedersehen im nächsten Jahr nur Platt zu reden. Und aus einer Umfrage im Winter 73/74 bei den einstigen Bewohnern eines in der Nähe von Königsberg gelegenen Ortes ergab sich, daß bei drei Vierteln der Bauernfamilien und bei fast allen Landarbeiterfamilien immer noch Platt gesprochen wird:

„Untereinander sprechen wir immer Platt, sonst würden wir uns ganz fremd vorkommen."

„Bei uns wird nur Platt gesprochen, auch wenn der Bruder aus Berlin zu Besuch kommt."

Plattdeutsch singen

Bei denen, die über sechzig Jahre alt sind, haben sich Ausdrucksweise und Klangfarbe gar nicht oder kaum geändert. Anders bei den Vierzig- bis Sechzigjährigen. Bei ihnen kann man Mischungen von ost- und westdeutschen Dialekten hören. Schwiegertöchter und Schwiegersöhne, die von hier stammen, ebenso die Enkel, verstehen das Platt der Großeltern, wenn sie in deren Nähe leben und es von klein auf hören. Es nachzusprechen, fällt allerdings den meisten schwer. Trotzdem könnten manche ostpreußischen Ausdrücke bei ihnen erhalten bleiben. Voraussetzung dafür ist, daß die mittlere Generation sie weiter gebraucht.

Leichter als das Nachsprechen ist das Singen plattdeutscher Texte. Auf diese Art können wir wenigstens bruchstückweise unser Platt an Jüngere weitergeben. Eine Jugend, die für das Singen fremdsprachiger Texte sehr aufgeschlossen ist, müßte auch den „Oadeboar", „Anke von Tharau" oder „Schloap min Kindke lange" ohne Schwierigkeit lernen können.

Bei uns zu Hause wuchsen die Kinder mit Hochdeutsch und Plattdeutsch, also zweisprachig, auf. Fremdsprachen lernten nur die wenigen, die „Stadtschulen" besuchten. Wenn sich auch während der napoleonischen Kriege, vielleicht auch durch die Hugenotten, einige französische Wörter in die ostpreußische Mundart eingeschlichen hatten (Couleur für Farbe, Farin für Feinzucker, Engeltier [églantier] für Heckenrose), die heute gebräuchliche Unmenge moderner Fremdwörter wird nicht einmal von den Studierten unter unseren Landsleuten ausnahmslos verstanden. Auch gekünsteltes Hochdeutsch, Amtsdeutsch und Zeitungsdeutsch mit endlosen Schachtelsätzen sind bei uns Ostpreußen unbeliebt. Wer bei uns mit gespitztem Munde, also „feun" redete, wer sich „gebüldet" tat und seine Herkunft verleugnete, der bekam ein Spottverschen zu hören:

Du weetst nich, wie dat dammlich klingt,
wenn du di so verstellst,
on, wat in Goldap di passeert,
mi op Berlinsch vertellst.



Drei fröhliche Marjellchen aus dem Heimatort von Hedwig v. Lölhöffel, dem durch das alte Volkslied weithin bekannten Tharau

Im landwirtschaftlichen Ostpreußen gab es ja nur eine große Stadt, vier mittlere und sonst nur kleine Städte und Dörfer. Das brachte mehr Vorzüge als Nachteile. Die meisten Landsleute haben eine ordentliche Dorfschulausbildung genossen mit Ausnahme derer, die in den letzten Kriegsjahren und während der Flucht am Lernen gehindert wurden. Aber auch bei diesen hat sich der aus dem Elternhaus mitgebrachte gesunde Menschenverstand gut bewährt.

Die meisten unserer Lehrer waren nach acht Volksschuljahren in die ausgezeichneten Seminare gegangen. Viele stammten vom Lande. So gab es mit den Kindern keinerlei Verständnisschwierigkeiten, keine „Sprachbarrieren", wie man das heute nennt. Weil die Lehrer verstanden wurden, konnten sie günstig auf die Charakterbildung der Kinder einwirken.

Auf richtige hochdeutsche Ausdrucksweise und Rechtschreibung wurde in unseren Dorfschulen geachtet.

Nun wendeten sich manche Beiträge und Leserzuschriften in unserem Ostpreußenblatt gegen fehlerhafte Satzbildungen und Ausdrücke in Zeitungen und Büchern. Gewiß ist es nützlich, wenn von Schriftstellern und Rednern der richtige Umgang mit der Schriftsprache, auch mit schwierigen Wörtern, verlangt wird. Man sollte ihnen dabei einige Freiheit lassen, besonders dann, wenn sie Wörter und Sätze mit heimatlichem Klang verwenden. Ostpreußen „gucken" nicht, sondern „kucken", Lemkes haben keine „Jungen", sondern „Jungens". Aber wie soll ein nach den Gesetzen des alleinseligmachenden Duden ausgebildeter Schriftsetzer das alles wissen!

Die Leserschaft unserer Zeitung besteht zum allerkleinsten Teil aus Bücher- oder Zeitungsschreibern. Der größte Teil pflegt sich mündlich zu äußern, gewiß auch hin und wieder mal ein Briefchen zu schreiben, das recht von Herzen kommt und kein Meisterwerk der Literatur sein soll. Meine Freude über Briefe der einstigen Bewohner unseres Dorfes ist immer groß, ganz gleich, ob sie fehlerfrei sind — und das kann man von erstaunlich vielen sagen — oder ob sie größere Mengen heimatlicher Wortgebilde enthalten, die unser Herr Kantor rot angestrichen hätte. Jetzt sind sie uns lieb, diese Fehler. Und wieviel mehr noch freuen wir uns, wenn altvertraute Redewendungen in unser Ohr dringen, unvermutet manchmal, sei es im Laden, am Postschalter oder auf dem Spaziergang.

Es könnte uns zu Tränen rühren, wenn wir auf der Straße einen Großvater rufen hören: „Na Kinderchen, denn kommt man!" oder wenn einer sagt: „I wo doch!" — „Wo werd' ich nicht!" — „Na wenn man!"

Und nun erst, wenn wir das vieldeutige „ei" hören, das bei uns kein Ausruf ist, sondern die Einleitung zu einem Satz, — warnend, erinnernd, aufzählend oder im Sinne von: „Mir fällt noch was ein", „Nun muß ich aber noch was erzählen": „Ei gestern!" und dann kommt es. „Ei den Schlüssel hast vergessen." „Ei für die Heta — weißt was?" (zu Weihnachten nämlich, aber das zu sagen, erübrigt sich).

Viel seltener als dieses „ei" hören wir unser ostpreußisches „all", das bei uns „schon" bedeutete. Das erinnerungsreiche „Kann all!", die Aufforderung zum Suchen beim Versteckchenspiel, vermissen wir heute bei den Kindern. Dagegen macht es ihnen Spaß, die vielen bei uns so beliebten „chen"-Wörter ohne Umlaut zu gebrauchen:

„Wo ist das Toppchen?" — „Gibst' mir mal das Kastchen?" — „Das steht in dem kleinen Buchchen!"

Wenn Fachleute jedes „chen" Verkleinerung nennen, sind sie im Irrtum. Steht etwa „der" oder „die" davor, bedeutet das „chen" durchaus nichts Kleines, sondern etwas Geliebtes oder Geachtetes: „Die Mutterchen" — „der Herr Generalchen" — „die gnäd'ge Fraucken" — „der liebe Gottchen".

Herder, der Ostpreuße, übersetzte „Anke" von Tharau selbstverständlich in „Annchen". Erst der Thüringer Seckendorff machte ein „Ännchen" daraus, uns Ostpreußen ganz fremd.

Während bei „Hundchen" und „Katzchen" der Umlaut fehlt, verwendet der Ostpreuße die Buchstaben ä, ö und ü zuweilen da, wo sie nicht hingehören, und das hatte in der Rechtschreibung unserer Dorfschulen seine Gültigkeit. Unser junger Lehrer zog einen dicken, roten Tintenstrich, als er in meinem Heft den Satz fand:

„Ich kletterte schnell auf den Apfelbaum."

Mit dem Brustton der Überzeugung erklärte er: „Am Baum wachsen doch mehrere Äpfel, nicht nur ein Apfel! Darum heißt er nicht Apfelbaum, sondern Äpfelbaum!"

Das war einleuchtender als alle gelehrsamen Erläuterungen des Unterschiedes zwischen „scheinbar" und „anscheinend", den zu begreifen ich mich noch nie bemüht habe. Wozu auch? Nur „Klugkoser" kennen diese beiden Wörter. Wir Ostpreußen drücken uns einfacher aus, wenn auch nicht immer ganz logisch. Wir sagen „wahrscheinlich", „augenscheinlich", „es kommt mir so vor, als ob . . ." oder gar: „Mir schwant . . .".

Noch unnötiger als die Bemühungen um solche — bei uns unbekannte — deutsche Wörter war nach dem Ersten Weltkrieg der Versuch, den Schulkindern „Fremdwörter" abzugewöhnen, ohne zu bedenken, daß die bis dahin bei „Herrschaften" gebräuchlichen französischen Ausdrücke unserer Dorfjugend wirklich fremd waren. Die achtjährigen Jungchen und Marjellchen zerbrachen sich fast ihre Zungen, wenn sie im breitesten samländischen Ton aus dem Sprachlehrebuch vorlesen mußten:

„Sage nicht Billet, sondern Fahrkarte. Sage nicht Visite, sondern Besuch. Sage nicht Service, sondern Geschirr. Sage nicht Serviette, sondern Mundtuch. Sage nicht Trottoir, sondern Bürgersteig!"

Wie segensreich wäre es heute dagegen, wenn man Erwachsenen wie Kindern, besonders aber Vortragenden und Nachrichtenvermittlern, auf solche einfältige Art ihr fürchterliches Kauderwelsch austreiben könnte! Mit unzähligen englischen, französischen und lateinischen Wörtern wird unsere Muttersprache bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der gewöhnliche Sterbliche wirft verzweifelt seine Zeitung fort, schaltet angeekelt den Rundfunkempfänger ab, wenn da nur noch von konfrontieren, akzeptieren, ambivalent, adäquat, essentiell, flexibel, effektiv, optimal, Detail, Service (jetzt englisch gesprochen und nicht mehr Geschirr, sondern Dienst!), Image (Immätsch), Engagement (Angaschemang), Chance (im Bundestag: Schangse oder Schankse, in Bayern: Schaaße!) die Rede ist.

Dazu kommen die immer wieder mit Stolz und Nachdruck verwendeten Mixwörter wie: Beschäftigungspotential, Lernprozesse, kontaktfreudig, Initialzündung. Sollen wir das hinnehmen und einfach dazu feststellen, die Sprache habe sich immer geändert und müßte auch jetzt „den Erfordernissen der Zeit genügen?" Es kommt gewiß darauf an, wie eine Sprache sich ändert, ob sie gewinnt oder verliert, ob sie schöner oder häßlicher wird, und wer sie ändert, welche Mächte sich hinter den Änderungen verbergen. Oft sind es politische Mächte.

Ehe man sich's versieht, haben Meinungsmacher durch häufigen Gebrauch ihrer Fachausdrücke den Wißbegierigen und Nachahmern unmerklich ihre Anschauungen eingeprägt, immer mit dem Schein des wissenschaftlich Bewiesenen. Hier heißt es aufpassen.

Reden wir lieber so, wie uns der Schnabel gewachsen ist: ordentliches Platt oder gutes Hochdeutsch. Lassen wir aber auch unsere heimischen Redewendungen nicht in Vergessenheit geraten! Oft enthalten sie mehr Weisheit als die Fachsprache derer, die hochmütig auf jede einfache Ausdrucksweise herabsehen und jeden, der ihr Kauderwelsch nicht versteht, für „unterprivilegiert" halten.

Flut der Modeworte

Weder vor ihnen noch vor unseren Kindern brauchen wir uns der heimischen Sprache zu schämen. Modewörter machen uns nicht gebildeter. Sie zwingen unser Denken in vorgezeichnete Bahnen, rauben unserer Sprache Klang und Charakter. Das gilt nicht für jedes Fremdwort, — gewohnte Bezeichnungen wie „praktisch" oder „interessant" kann man schwer übersetzen — es gilt für Ausdrücke, mit denen unsere Sprache neuerdings überflutet wird, die aber, je nach Bedeutung, durch viele verschiedene deutsche Wörter ersetzt werden könnten. Denkfaulheit oder das Bedürfnis, modern zu wirken, verführen dazu, diese Gemeinplätze übermäßig zu verwenden. Durch sie verarmt unsere Sprache.

Wünschenswert für unsere Veranstaltungen und Zeitungen ist gutes, leicht verständliches Hochdeutsch, bereichert durch ostpreußische Redensarten, ab und zu ein plattdeutscher Beitrag für Landsleute aus dem nördlichen Ostpreußen oder aus dem Ermland. Gedichte und Geschichten, im Messingschen vorgetragen oder geschrieben, wirken plump und lächerlich. Wenn es angebracht ist, kann man in Erzählungen einzelne Personen Messingsch reden lassen. Hierfür verwenden wir am besten die hochdeutsche Rechtschreibung. Übertreibungen in der Schreibweise („mit de Hand' ud de Fieß'") wirken häßlich und unnatürlich. Den Einheimischen soll unsere Sprache nicht unangenehm ins Ohr fallen. Wir wollen nicht den Eindruck von „Dammlichkeit" erwecken, ebenso wie wir den Ostpreußen nicht als dauernd betrunken darstellen sollten.

Wir wollen den Hiesigen beste ostpreußische Kunst vermitteln, gehaltvolle hochdeutsche Dichtung wie auch kurze, klangschöne plattdeutsche Texte, die wir vorher übersetzen. Sprachlich wie auch inhaltlich sollen unsere Beiträge ein richtiges Bild unserer Landschaft, unserer Menschen, unserer Kultur und Geschichte geben. Das ist heute nötiger denn je. Falsche Darstellungen Preußens in Zeitungen, Sendungen und Schulbüchern häufen sich.

Aber nicht nur in Aufsätzen oder Vorträgen, in jedem Gespräch können wir dem Ansehen unseres Landes gute Dienste erweisen.

Hedwig v. Lölhöffel

Wolfgang Altendorf

Fragen an einen Familienvater

Wie alt sind Sie?"

„Sechsundfünfzig."

„Sie sind verheiratet und haben Kinder?"

„Ja. Meine Frau ist zwei Jahre jünger als ich. Wir haben drei Kinder. Der Älteste ist fünfundzwanzig und wird Jurist; dann haben wir eine Tochter von zweiundzwanzig, sie ist verheiratet, und noch einen Sohn von neunzehn. Er studiert Volkswirtschaft."

„Wie betrachten Sie rückblickend Ihr Leben, speziell Ihr Leben als Familienvater. Wann heirateten Sie?"

„1944, an Weihnachten."

„Im schlimmsten Kriegsjahr also. Hatten Sie da keine Bedenken? Wo haben Sie geheiratet?"

„Im Lazarett. Ich war verwundet. Nein, wir hatten keine Bedenken."

„War es Ihre Verwundung, die es Ihnen geraten erschienen ließ..."

„Sie meinen, ich hätte mir eine Pflegerin angeheiratet? Nein, nein. Das hatten wir längst vor meiner Verwundung abgesprochen: etwa so — bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit wird geheiratet. Damals genügte ein Feldpostbrief, ein paar Zeilen."

„Und die nächste sich bietende Gelegenheit, das war Ihre Verwundung? Was war das für eine Verwundung?"

„Oberschenkeldurchschuß."

„Haben Sie da heute noch Beschwerden?"

„Nur wenn sich das Wetter ändert."

„Wußten Sie, als Sie heirateten, daß der Krieg verloren sei? Da lief doch die sogenannte Ardennen-Offensive, nicht wahr?"

„Sie war bereits angelaufen. Wir wußten, daß es da nichts mehr gab."

„Hatten Sie irgendwelche Hoffnungen in bezug auf Ihre Zukunft?"

„Wir zweifelten nicht, daß es irgendwie weitergehen würde. Damals hat man kaum ‚in die Zukunft' geblickt. Die Gegenwart, das war es, was uns beschäftigte. Ich war nicht mehr frontverwendungsfähig, da konnte ich ohne Gewissensbisse daran denken, wie ich am besten überlebte, zusammen mit meiner Frau und später mit dem Kind, das sie erwartete."

„Wirtschaftliche Probleme, die hatten Sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht?"

„Sie meinen — wovon leben, wovon die Familie ernähren — und so? Nein. Die gab es damals nicht, für keinen, nehme ich an. Diese Dinge sind derart oft falsch gezeichnet worden, daß ich sie richtigstellen möchte. Um diese Zeit war jeder irgendwie „eingespannt", als Soldat draußen oder zuhause, in der Rüstung oder sonstwo. Man konnte nur das kaufen, was zugeteilt war, und die meisten nahmen an Gemeinschaftsverpflegungen teil. Nachts schlief man in seinem Quartier, im Luftschutzkeller — irgendwo. Es gab natürlich auch welche, die ganz normal zu Hause in ihrem Bett schliefen. Für Millionen gab es das Problem zu überleben, für weitere Millionen, daß der Angehörige draußen an der Front überlebte. Das überschattete alles."

„Welche Gefühle bewegten Sie, als der Krieg zu Ende war?"

„Ich war froh. Agnes und ich — wir fielen uns um den Hals. Wir waren glücklich. Die Engländer registrierten uns in der Kaserne, dann ließen sie uns laufen."

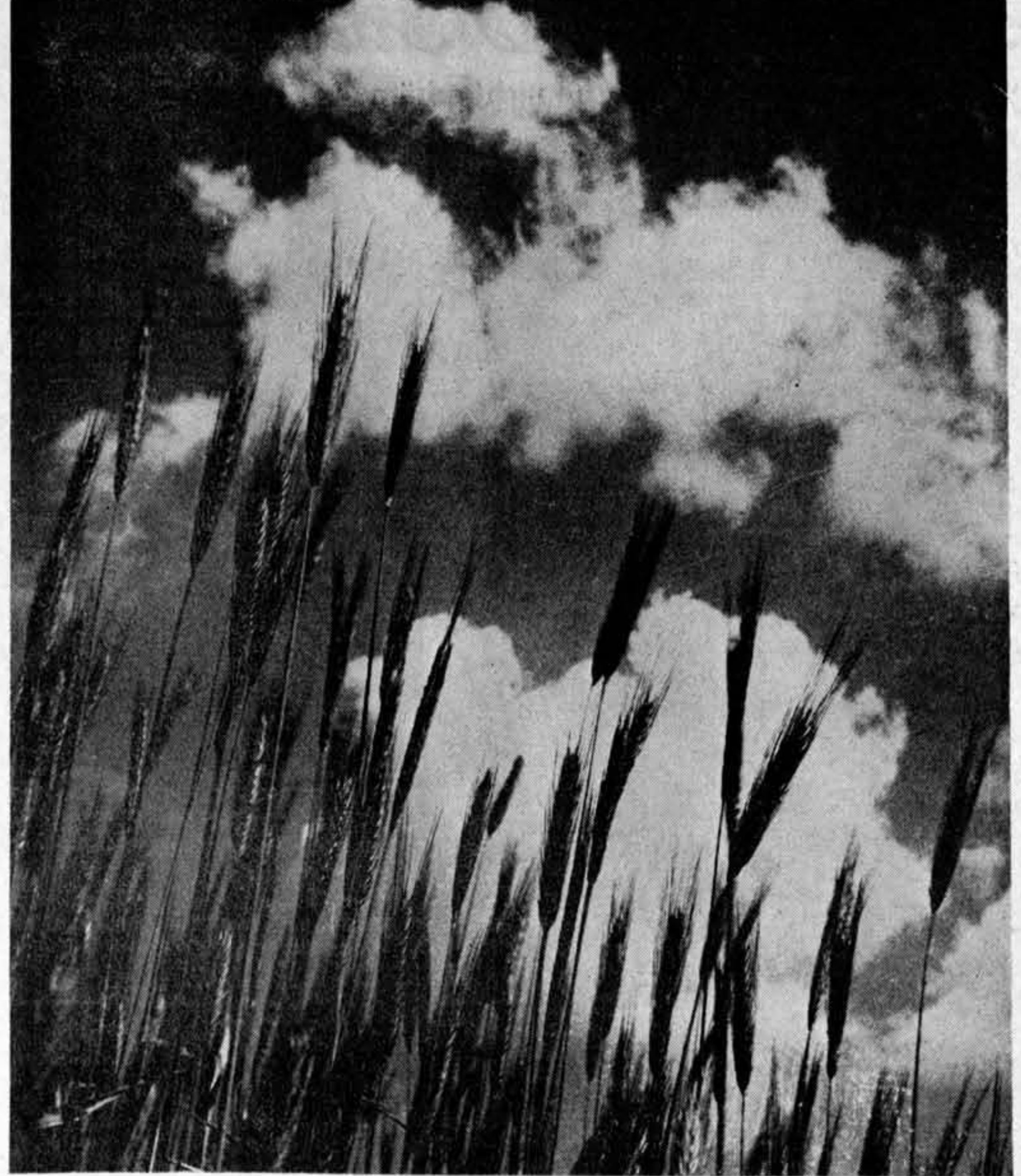
„Sie standen vor dem Nichts?"

„Ich hatte noch einige Bezüge (als Feldwebel) zu bekommen. Die bekam ich auch."

„Aber dann? Sie mußten doch weiter Geld verdienen. Jetzt ging es doch darum, sich eine neue Existenz aufzubauen. Wie fingen Sie das an?"

„Das ist ebenfalls schon oft genug falsch geschildert worden. Ich brauchte mir keine Gedanken deswegen zu machen. Wer sich auf dem Einwohnermeldeamt meldete, der wurde sofort zur Arbeit eingeteilt. Durch meine Beinverwundung hatte ich Glück. Ich kam auf's Büro — auf dem städtischen Bauamt."

„So wurden Sie also quasi aus der Kaserne entlassen, um nun zum zivilen Dienst zwangsverpflichtet zu werden?"



Segen ist der Mühe Preis...

„Ja. Jeder mußte arbeiten, und zwar unmittelbar am Wiederaufbau — vorerst natürlich am Beseitigen der Trümmer. Bezahlt wurde man nach Tarif. Das ging so einige Monate, dann konnte ich frei entscheiden."

„Und wie entschieden Sie sich?"

„Für's Baufach."

„Hatten Sie da denn eine Ausbildung, etwa als Baufacharbeiter oder ähnlich?"

„Ich wechselte vom Büro des Bauamtes in das eines Bauunternehmers über; Sie sehen, jetzt fing das an, was Sie ‚eine Existenz schaffen' nennen. Damals fing alles von vorn an. Ich konnte mich einarbeiten. Vorerst führten wir nur Reparaturarbeiten, meist im städtischen Auftrag, aus. Bei dieser Gelegenheit fand ich zwei leere Zimmer für uns, für mich, Agnes und unseren Sohn."

„Zwei leere Zimmer. Da mußte etwas hineingestellt werden."

„Und ob. Wenigstens ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle, ein Herd. Wasser gab's nicht auf der Etage, auch das mußte irgendwie geregelt werden."

„Wie regelten Sie das?"

„Durch Tausch, durch Kauf zu überhöhten Preisen."

„Schwarzhandel?"

„Nicht — Handel. Wir beschafften uns, was wir brauchten, und das war schwierig genug."

„Wie lag Ihre Arbeitszeit?"

„Von morgens bis abends, entweder im Büro oder unterwegs oder zu Hause — es riß nicht ab."

„Sie mußten auch essen. Das Kind brauchte Milch, die Mutter..."

„In der britischen Besatzungszone — wie das damals hieß — gab es bis Anfang 1946 leidlich genug, auch was die Zuteilung für Mütter und Kinder anlangte. Dann wurde es plötzlich sehr knapp. Wir mußten sehen, wo wir blieben. Im Winter brauchten wir Kohlen — das alles gab es nur in winzigen Mengen. Wir haben's trotzdem überstanden."

„War das für Sie beide — oder für Sie zu dritt — rein persönlich eine glückliche Zeit?"

„Glücklich? Nun ja — es gibt Romantiker, die das behaupten. Wir waren einfach ‚zusammengeschweißt' — jeder hatte alle Hände voll zu tun — aber nicht, um uns für die Nachwelt ein besonderes Verdienst zu erringen, sondern einfach, um zu existieren, einfach, weil der Tag von uns verlangte, daß wir uns rührten. Alle rührten sich, fast alle — es wurde uns ganz einfach aufgezwungen. Das Geld war real nichts wert..."



... wenn auch rinnen muß der Schweiß

Fotos Löhrich

"1948 kam die sogenannte Währungsreform."

„Ah ja — Kopfgeld — und nichts weiter. Auf das erste Gehalt mußte ich warten, dann aber lief es so langsam."

„Es gab plötzlich alles zu kaufen..."

„Nicht doch! Die sogenannte Zuteilung wurde beibehalten. Es gab einiges zu kaufen, meist Schund... Das entwickelte sich erst langsam. Vom neuen Geld allein hing das nicht ab. Da mußten wir uns wieder rühren, aber diesmal — vielleicht zum erstenmal seit fünfzehn Jahren — bekamen wir für unsere Arbeit einen tatsächlichen Wert — wir wußten es nur noch nicht so genau wie heute."

„Das deutsche Wirtschaftswunder setzte ein — wie stellte es sich Ihnen dar?"

„Es — ergab sich... Das ist es ja, daß es sich ergab. Keiner von uns hat gesagt, nun produzieren wir ein Wirtschaftswunder... Wir bekamen im Baugeschäft unsere Aufträge, dafür brauchten wir Material, das besorgten wir. Wir bauten und ließen uns das bezahlen. Daß daraus ein Wirtschaftswunder wurde, das erfuhren wir dann, und wir staunten selbst darüber."

„Heute, Herr F., gehört das Baugeschäft Ihnen. Es ist eine große Baufirma geworden — Sie haben es zu etwas gebracht. Ihre Kinder sind erwachsen. Was wissen sie von dem, was Sie geleistet haben?"

„Ganz einfach — ungefähr das, was ich Ihnen gerade erzählte. Ich habe Bekannte, die schneiden mächtig auf, was sie nicht alles geleistet haben, damit es ihre Kinder besser hätten — und so weiter. — Wenn man sagt, daß jeder an unserem Wirtschaftswunder den gleichen Anteil hat, so doch auch die Kinder, die in dieser Zeit herangewachsen sind!"

„Wollen Sie damit sagen, daß es ohne sie anders gelaufen wäre?"

„Ohne sie, ohne mich — ohne meine Frau — ohne sonst jemand. Jeder hat auf seine Weise dazu beigetragen, daß wir einigermaßen gut dastehen."

„Auch die Kinder?"

„Natürlich. Das gehört doch dazu. Sie waren da. Ich möchte sogar sagen, daß sie einen gewichtigen Faktor darstellten und darstellen. Es braucht nicht einmal so zu sein, daß man sagt, wir arbeiten ihretwegen. Das ist nur bedingt richtig. Aber wir arbeiteten und arbeiten heute auch ihretwegen. Die berühmte ‚Zwangssituation': Wo Kinder sind, braucht man eine größere Wohnung, man braucht mehr Kleidung, mehr Essen, mehr Komfort — mehr Geld also. Die Kinder haben unzweifelhaft ihren Anteil, und das sollte man sie auch wissen lassen. Sie sind mit ‚schuld' — allein durch ihre Existenz."

„Und das wissen Ihre Kinder. Sie haben es ihnen gesagt?"

„Nein. Solche Dinge werden nicht ausgesprochen. Sie müssen das selbst erfahren, einfach, indem man sie teilnehmen läßt an allem, was drinnen und draußen geschieht. Unsere Kinder wurden nie — wie das heute noch immer vorkommt — ‚hinausgeschickt', vor den täglichen Sorgen bewahrt. Sie blieben im Zimmer. Sie hörten, was für Probleme das Leben hat. Sie nahmen teil, auch wenn sie das vielleicht nicht ganz erfaßten. Erziehen ist — meiner Ansicht nach — teilnehmen lassen."

„Eine letzte Frau, Herr F. Wie ist das mit Ihren Kindern — gibt es da die berühmten Schwierigkeiten?"

„Es gab und gibt Schwierigkeiten — aber nicht jene, die Sie meinen, die so sehr aufgebauscht werden — das ist einfach nicht drin."

„Weil sie sich mitverantwortlich fühlen, deshalb?"

„Wahrscheinlich."

„Mir fällt da etwas auf, Herr F. Keines Ihrer Kinder interessierte sich doch wohl für Ihren Beruf, für das Baufach. Wie erklären Sie sich das?"

„Vielleicht deshalb, weil ich selbst... Also, wenn ich ehrlich bin, ich hätte mir selbst nicht träumen lassen, einmal ein Baugeschäft zu führen. Ich wollte Ingenieur werden — damals, vor dem Krieg, als ich noch ‚Zukunftspläne' hatte... Daraus habe ich übrigens nie ein Hehl gemacht, auch nicht vor meinen Kindern. Das wird sie wohl abgeschreckt haben. Das müßte man mal erforschen, wer von uns, wie viele von uns verzichtet haben — in dieser Weise. Wer alles von uns damals einen Beruf ergriffen hat, der ihm nicht lag, mit dem er sich herumbeißen mußte, bis er ihm einigermaßen paßte. Und hier ist vielleicht das hochtrabende Wort ‚Wunder' sogar am Platze — eben daß es diese Burschen trotzdem, trotz allem, zu etwas gebracht haben."

Wer kennt Herbert Bergmann?

Erzählung nach einer wahren Begebenheit · Von Eberhard Adrew

3. Fortsetzung

Henry versprach es. Nun verwandelte sich die Gefängniszelle in eine Schreibstube. Einen langen und ausführlichen Brief schrieb Henry Krebs an den Großonkel Artur Braun, den Bruder der Großmutter, der in der Nähe von Zwickau sein Auskommen gefunden hatte. Henry schilderte dem Onkel genau, was er von Rehberg erfahren hatte. Braun, SED-Mann und Aktivist, sollte die notwendigen Auskünfte in Halberstadt einholen. Artur Braun antwortete dem Neffen rasch: Er habe an die zuständigen Stellen in Halberstadt geschrieben. Sobald eine Antwort eintreffe, werde er sich wieder melden.

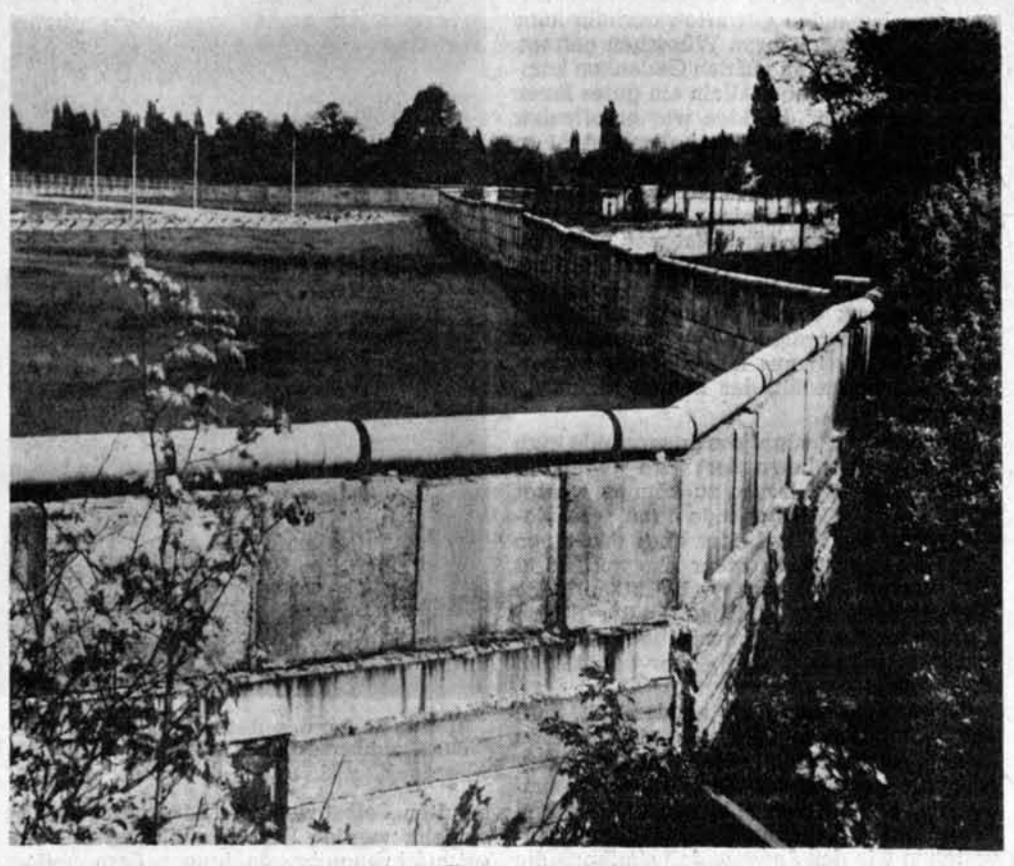
Artur Braun hörte nichts aus Halberstadt. Schließlich wandte er sich an den dortigen Bürgermeister, gewissermaßen von Genosse zu Genosse. Schnell kam Bescheid: Jawohl, ein gewisser Herbert Bergmann, zuletzt Hauptmann der Grenztruppe, habe in Halberstadt da und da gewohnt. Er sei 1962 nach Johanngeorgenstadt an die tschechische Grenze abkommandiert worden. Der Genosse Braun möge doch da direkt anfragen. Man werde ihm sicherlich weiterhelfen.

Der Vorgang wiederholte sich: Artur Braun schrieb an den Rat der Stadt Johanngeorgenstadt. Erneut mußte er Antwort anmahnen. Sie lautete: Hauptmann Herbert Bergmann, geboren am 8. Juni 1928, war von 1962 bis 1964 in der Leninstraße gemeldet. Weitere Auskünfte könnte das Kommando der Grenztruppen in Berlin erteilen.

Merkwürdig, dachte Artur Braun in Zwikkau, als er den Brief aus Johanngeorgenstadt in Händen hielt. Merkwürdig! Keine näheren Angaben?! Sein nächster Brief ging nach Berlin: an das „Kommando der Grenztruppen der DDR". Diesmal kam die Antwort blitzschnell; Ein Hauptmann Herbert Bergmann sei unbekannt. Weitere Anfragen würden nicht beantwortet; Ende.

Merkwürdig, dachte Artur Braun in Zwikkau, mehr als merkwürdig. Doch nun geschah noch etwas viel Merkwürdigeres. Bei Anna Bergmann im Ruhrgebiet traf ein Schreiben ein: Absender Suchdienst für Angehörige der ehemaligen Wehrmacht, Berlin-West. Es war eine kurzgefaßte Mitteilung. Sie lautete: „Vom Standesamt Eisenach/Thüringen ist hier eine Nachricht über den als vermißt gemeldeten Herbert Bergmann eingegangen. Teilen Sie uns umgehend die persönlichen Daten Ihres Sohnes Herbert mit."

Merkwürdig — dachte nun auch Anna Bergmann im Ruhrgebiet. Alle erforderlichen Angaben über den vermißten Sohn lagen doch schon seit 1946 beim Suchdienst in Berlin vor. Dennoch schickte sie das Verlangte noch einmal ab; Geburtsdatum, Feldpostnummer, letzte Einheit.



Zwischen Deutschland und Deutschland: Tiefgestaffeltes Sperrsystem an der Sektorengrenze in Berlin-Reinickendorf — Foto AM

Das Antwortschreiben aus Berlin schlug bei Anna Bergmann wie eine Bombe ein: „Sehr geehrte Hinterbliebene!" stand da in holperigem Behördendeutsch, „das Standesamt in Eisenach hat uns mitgeteilt, daß ein Herbert Bergmann am 6. Mai 1945 bei einem amerikanischen Tieffliegerangriff dort als Angehöriger der Waffen-SS gefallen ist. Es handelt sich mit Gewißheit um den Vermißten. Wir sprechen Ihnen im Namen der Dienststelle unser Beileid aus."

Anna Bergmann faßte sich. „Nun habe ich wenigstens nach den Jahren des Wartens Gewißheit über das Schicksal des Jungen!", sagte sie tapfer. Brieflich bat sie ihren Bruder Artur, in Eisenach einmal nach dem Grab zu sehen.

Bruder Artur begab sich von Zwickau nach Eisenach. Der Neffe sollte in einem Gemeinschaftsgrab mit seinen Kameraden auf dem evangelischen Friedhof bestattet worden sein. Braun fotografierte das Grab mit den schlichten Holzkreuzen. Dann sah er im Friedhofsbüro noch ins Bestattungsbuch. Jahrgang 1945: Was Artur Braun las, versetzte ihn in Erstaunen; am Ende der Seite, unter dem Monat Dezember, stand der Name des Neffen: Herbert Bergmann, gefallen am 6. Mai 1945. Soweit stimmte die Eintragung. Aber — die Schrift und die Farbe der Tinte wichen ganz eindeutig von den vorangegangenen Eintragungen ab.

Merkwürdig — dachte Artur Braun und brummte etwas von „Manipulation"; kopfschüttelnd sah ihm der Friedhofsinspektor nach.

Noch in Eisenach steckte Braun einen Brief an Schwester Anna mit den Schnellfotos vom Grab des Neffen in einen Briefkasten. Seine Eile sollte sich später als angebracht erweisen.

*

Bei Artur Braun in Zwickau klingelte es an der Wohnungstür. Er öffnete. Zwei Herren in den obligaten Ledermänteln ihrer Zunft baten um Einlaß. Höflich, aber bestimmt, wie man zu sagen pflegt. Braun wußte sofort: Staatssicherheitsdienst!

Die Herren stellten sich vor; Braun hatte richtig getippt.

„Genosse Braun", sagte einer der Staatsschützer, „Sie waren in Eisenach auf dem evangelischen Friedhof."

„Richtig, meine Herren", bestätigte Braun wahrheitsgemäß die Feststellung des Beamten.

„Wir mischen uns natürlich nicht in Ihre Familienangelegenheiten!", sagte der andere.

„Natürlich nicht!", sagte Artur Braun nicht ohne Ironie.

Und der Beamte fuhr fort: „Wir müssen Sie warnen, Genosse Braun. Halten Sie sich aus der Sache raus. Die Interessen der Republik ... Sie verstehen!"

„Ich verstehe!", sagte Artur Braun, „die Interessen der Republik."

Artur Braun hatte richtig verstanden. Bald nach dem Besuch der freundlichen Herren vom Staatssicherheitsdienst der „DDR" wurde er krank und starb. „Plötzlich und unerwartet", wie es im Nachruf der Partei hieß.

„Krebs", sagte der Arzt im Krankenhaus zur trauernden Witwe, „da kann man nichts machen!"

Schwester Anna aus dem Ruhrgebiet fehlte auf der Beerdigung in Zwickau. Sie hatte von den „DDR"-Behörden keine Aufenthaltserlaubnis erhalten.

*

Hier könnte der Bericht abgeschlossen werden. Nach Auskunft der „DDR"-Behörden ist Herbert Baumann 1945 in Eisenach gefallen. Ein Hauptmann der Grenztruppen gleichen Namens, den es einmal in Halberstadt gegeben hat, existierte nach amtlichen Angaben gar nicht. Erledigt! So dachten alle Beteiligten — oder auch nicht. Jedenfalls ließen sie die Sache auf sich beruhen, aus vielerlei Gründen.

Wir erinnern uns an Henry Krebs, durch den die Angelegenheit mit dem „DDR"-Hauptmann ins Rollen gekommen war. Krebs war natürlich schon lange aus dem Gefängnis entlassen. Er hatte eine neue Existenz als Filmkaufmann gefunden und lebte ein normales bürgerliches Leben, das angefüllt war mit Arbeit und Reisen, genauer gesagt: mit einer Kombination von beidem.

Fortsetzung folgt

Suchanzeigen

Der Landwirt **Wilhelm Kiszio**, geb. 24. 7. 1874 aus Paulswalde, Kreis Angerburg, wird seit Ende Januar 1945 vermißt. Wer kann über seinen Tod oder Verbleib Angaben machen? Ausk. gegen Kostenerst. an Hermann Serwill, 24 Lübeck 14, Breslauer Straße 26.

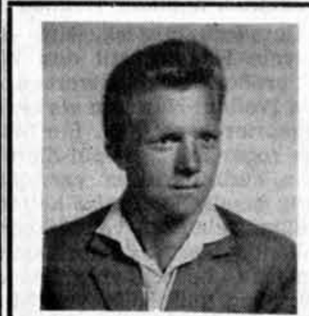
Suche ehem. Mitarbeiter der Fa. Bernh. Wiehler, Königsberg (Pr), Schnürlingstr. 9—10, aus den Jahren 1942—44. Bitte melden bei Fr. Elfriede Beinsen, damals Wagner, Celle-Hehlensloh 7. Wer kann mir Auskunft über meine Schwester Christel Wagner aus Fritzen (Samland), geb. 31. 10. 32, geben? Seit 1945 vermißt und zuletzt in Schloßberg (Ostpr.) gesehen.



04 460

Name: Günter Röhring
geb.: 22. 10. 1944 in Schwalgendorf (Ostpreußen)
Augen: graugrün
Haar: braun

Gesucht werden die Eltern Hermann Röhring, geb. 9. 3. 1907, u. Käthe Röhring, geb. Radtke, geb. 30. 1. 1914, aus Schwalgendorf, Kreis Mohrungen, Ostpr. Zuschr. unter Nr. 42 049 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.



04 743

Name: unbekannt
Vorname: unbekannt
geb.: etwa 1942
Augen: blau
Haar: mittelblond

Der Jugendliche stammt aus Ostpreußen, er soll noch Geschwister haben. Bis 1959 befand er sich im Kinderheim Passenheim, Kreis Ortelsburg.
Zuschr. unter Nr. 42 048 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Lieber irgendeiner als gar keiner...

Ledige Frauen haben auch heute noch viele Schwierigkeiten

Niemals in vergangenen Zeiten wurde soviel von Emanzipation geredet wie in unseren Tagen. Chancengleichheit für Jungen und Mädchen in Ausbildung, Lehre und Studium, freie Berufswahl für beide Geschlechter. Wir könnten über diese Entwicklung glücklich sein, wenn... ja wenn es nicht das Wenn und das Aber gäbe.

In vielen Elternhäusern steht man noch heute auf dem Standpunkt: Dem Jungen sollte man eine gute Ausbildung geben; das Mädchen kann irgendeine Arbeit annehmen — sie wird ja doch kurz über lang heiraten. Warum also Geld und Zeit für ein unnützes Studium oder eine Fachausbildung investieren?

Chancengleichheit im Beruf — auch damit sieht es noch nicht allzu rosig aus. Gleicher Lohn für gleiche Arbeit, auf dem Papier längst verwirklicht, in der Praxis jedoch noch immer eine Utopie. Die Reihe ließe sich beliebig verlängern. Und viele Frauen, die Karriere machten, können ein Lied davon singen, wie hart sie sich durchschlagen mußten, um an ihrem Arbeitsplatz Anerkennung zu finden.

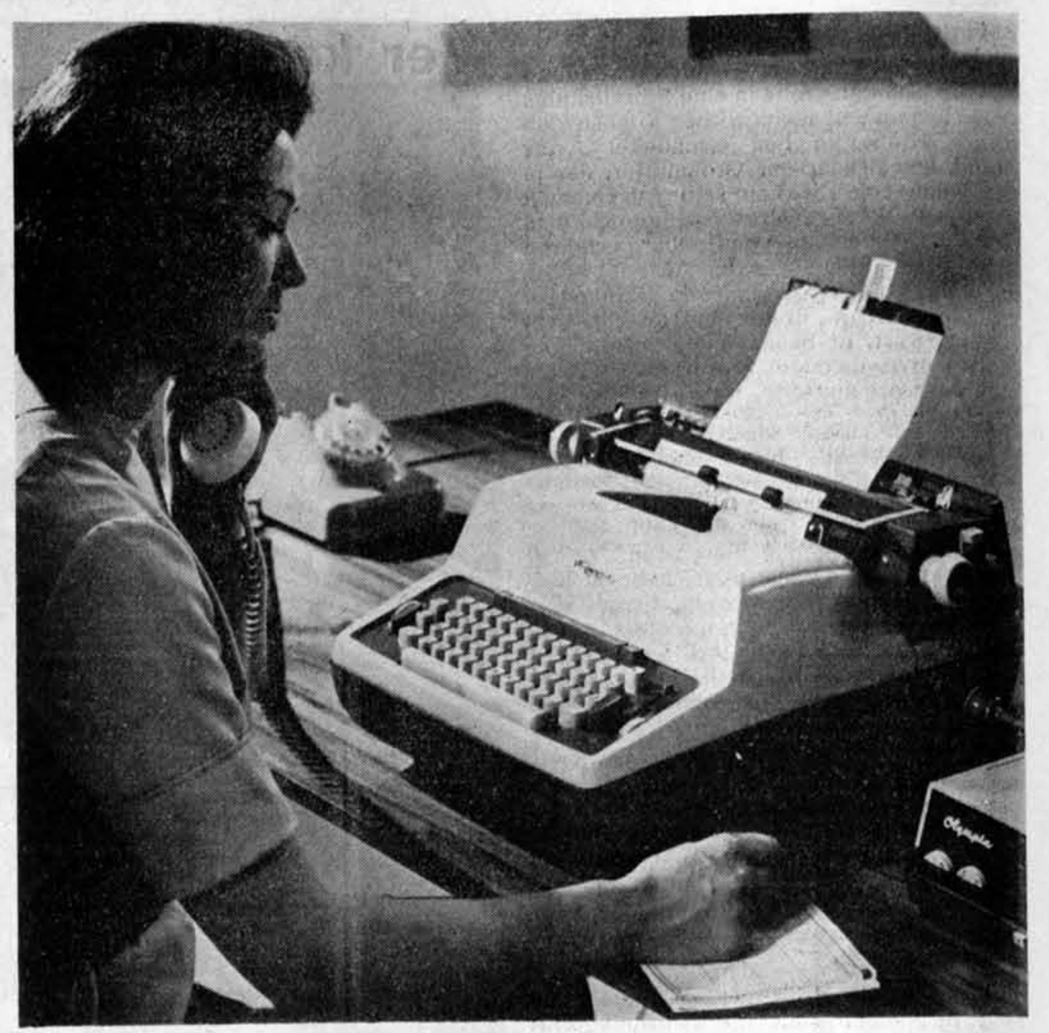
Aber auch im gesellschaftlichen Bereich liegt noch vieles im Argen. Eine Frau, die allein in ein gutes Restaurant kommt, wird entweder gefragt, ob sie noch jemanden erwartet oder man setzt sie an einen Tisch, den man sonst wenig angesehenen Gästen zuweist. So ging es kürzlich meiner Freundin, die nach des Tages Mühe einmal Lust verspürte, in einem guten Restaurant zu speisen. Als geduldiger Mensch wartete sie, bis der Ober an ihren Tisch kam, nachdem alle an den Nebentischen Sitzenden längst versorgt waren. Auf ihre Bitte nach der Speisekarte meinte er, sie habe doch sicher noch auf jemanden gewartet, deshalb habe er noch nicht nach ihren Wünschen gefragt. Daß eine junge Frau auf den Gedanken kommen könnte, sich auch allein ein gutes Essen zu leisten — auf die Idee war er offenbar noch nicht gekommen, und damit steht er sicher nicht allein unter seinen Kollegen.

Nicht viel anders ist es, wenn man als unverheiratete Frau zu einer geselligen Veranstaltung geladen wird. Hat man nicht den Ehemann oder einen ‚festen Gefährten' neben sich, dann wird man nur allzuoft — vor allem von den anwesenden Ehefrauen — als männermordender Typ betrachtet, der auf Eroberungen aus ist, oder als Mauerblümchen behandelt, das keinen Mann abbekommen hat.

Während der männliche Junggeselle auch heute noch eher bewundert wird wegen der Freiheit, tun und lassen zu können was er will, ist die alleinstehende Frau, die Geschiedene, die Witwe oder auch das junge Mädchen, das sich zu einer Ehe noch nicht entschließen kann (das vielleicht auch die Ehe nicht als der Weisheit letzter Schluß ansieht, wenn der Wunsch nach Kindern nicht übermächtigt wird), eher bemitleidet als beneidet.

Es wäre, so meine ich, an der Zeit, auch den weiblichen Junggesellen die gleichen Rechte zuzugestehen wie den Männern. Aber dazu gehört auch, daß die Eltern umdenken, daß sie den Mädchen die gleichen Rechte auf Ausbildung und Fortbildung zugestehen wie den Jungen, daß sie ihnen die Möglichkeit geben, Wissen und Können zu erwerben und sich im Arbeitsleben zu behaupten. Selbst wenn das Mädchen eine Ehe eingeht, werden Berufsausbildung und Berufserfahrung ihr als junger Frau helfen, sich zu behaupten. Und — sollten die Kinder aus dieser Ehe die Mutter nicht mehr ganz beanspruchen — könnte sie ihre Berufstätigkeit wiederaufnehmen, und sei es nur halbtags. Ist die junge Frau lieber nur im Haushalt tätig — und reicht der Verdienst des Ehemannes für die Familie aus — dann kann sie immer noch auf Grund ihrer Kenntnisse und Erfahrungen dem Mann eine verläßliche Ratgeberin sein, den Kindern eine Mutter, die im Leben Bescheid weiß und den Heranwachsenden manchen Rat und manche Hilfe geben kann.

Es gibt in der Bundesrepublik Deutschland zwei Millionen ledige Frauen. Sie sind genau so hübsch, häßlich, dumm oder klug — in allen Variationen — wie ihre verheirateten Schwestern. Warum diese zwei Millionen nicht verheiratet sind, dafür gibt es gewichtige Gründe. Viele junge Mädchen möchten heute erst heiraten, wenn sie sich ein Kind wünschen. Andere sind zufrieden mit ihrem Beruf, ihrer Wohnung, ihrem Freundeskreis. Und sicher gibt es auch manche darunter, die den ‚Richtigen' einfach noch nicht gefunden haben... **Ute Timm**



Tüchtig im Beruf, selbständig in der Arbeit — das wird von einer Sekretärin verlangt. Aber mit der Gleichberechtigung im gesellschaftlichen Leben ist es noch nicht weit her

Gesund und nahrhaft ist das Ei

Eines unserer preiswertesten Nahrungsmittel — Ideal für die warme Jahreszeit

Es gibt wohl kaum ein anderes Grundnahrungsmittel, das in der Küche so vielseitig zu verwenden und dabei so preisgünstig ist wie das Ei. Ob sommers oder winters, in großen Familien wie im Ein-Personen-Haushalt: der Griff ins Eierfach gehört zu unseren täglichen Gewohnheiten. Für die Hausfrau wie für den Koch sind die Eier unentbehrlich, wenn es darum geht, einer Suppe oder Soße den letzten Pfiff zu geben, eine Vielzahl von Speisen geschmacklich abzurunden. Aber sie sind daneben auch Stars der guten Küche, ob als Frühstück in unzähligen Variationen — mit Speck oder Schinken, mit Krabben, Tomaten, Corned Beef oder Räucherfisch, um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Hartgekocht erweisen sie sich nicht nur als Mittelpunkt köstlicher kalter Platten, sondern geben auch dem Schlankheitsbeflissenen, der auf so manches Lieblingsgericht verzichten muß, eine breite Palette kalorienarmer Gerichte, die nicht nur gut schmecken, sondern auch hübsch angerichtet werden können — im Verein mit Kräutern aller Art, Tomaten, Radieschen und Rettich, magerem Schinken, Fisch und Kapern, Mixed Pickles und vielem anderen mehr.

Jede gute Hausfrau setzt ihren Stolz darein, Woche für Woche die Eier in möglichst frischem Zustand zu kaufen. Die ‚Tagesfrischen' sind beliebt, auch wenn man dafür einige Pfennige mehr hinlegen muß. Die Eier mit brauner Schale werden aus unerfindlichen Gründen bevorzugt, obwohl längst erwiesen ist, daß weder Geschmack noch im Gehalt auch nur der geringste Unterschied zu den ‚gewöhnlichen' weißen Produkten fleißiger Hennen besteht.

Geradezu grotesk wird es dann, wenn clevere Händler auf den Wochenmärkten mit großen Schildern werben, auf denen Eier von Freilauf-Hühnern als besonders delikat angepriesen werden. Ein Stand warb neulich sogar mit ‚Freilauf-Eiern'. Was immer man auch darunter verstehen konnte — trotz gesalzener Preise hatten diese Stände großen Zulauf zu verzeichnen. Bei unseren holländischen Nachbarn kam man sogar auf die Idee, die sauberen Eier aus Großlegebetrieben, mit Hilfe von Mist und Federchen als ‚Landeier' aufgeputzt, anzubieten. Eine Täuschung, auf die viele Hausfrauen reinfielen.

Durch manchen Zeitungsbericht, durch einige Fernsehsendungen wurde die Kenntnis von Großbetrieben verbreitet, in denen Tiere im Käfig gehalten werden — im Gegensatz zu früher, da das Federvieh frei auf den bäuerlichen Höfen und Weidegärten herumlaufen und sich die Nahrung selbst holen konnte. Die Zeiten haben sich geändert. Unter den heutigen Bedingungen und in hartem Konkurrenzkampf mußten viele Kleinbetriebe aufgeben, andere waren gezwungen, zu rationalisieren, um mithalten zu können. Würden die Eier wie zu Großmutters Zeiten nur von Hennen gelegt, die frei herumlaufen dürfen, dann hätte das Ei als eines der preiswertesten Grundnahrungsmittel diese Rolle längst aufgeben und zu weitaus höheren Preisen gehandelt werden müssen.

Ein Blick in die Statistik zeigt, daß es im Bundesgebiet rund eine Million Hühnerhalter gibt — einschließlich der Züchter, die Hühnerhaltung als Hobby betreiben — und der Züchter von Rassegeflügel. Von den rund 725 000 Betrieben, die auf landwirtschaftlicher Basis betrieben werden, sind etwa 1300 Großbetriebe, die jeweils mehr als 5000 Hühner halten. Immerhin leben 60 Prozent der Hennen im Bundesgebiet heute in solchen Großbetrieben. Woher sollten auch sonst jährlich rund 16 Milliarden Eier kommen, die bei uns produziert und verkauft werden?

Sind die Tiere nun unglücklich, die in solchen Großbetrieben gehalten werden? Wenn sie das wären, wie manche Menschen uns weismachen wollen — dann würde zweifellos ihre Legeleistung sinken, statt die ihrer frei herumlaufenden Schwestern in beachtlichem Maße zu übertreffen. Die sogenannten ‚Mistkratzer' bringen es nämlich nur auf rund 140 Eier pro Jahr, ihre in Großbetrieben lebenden Konkurrentinnen hingegen auf durchschnittlich 250 Eier im gleichen Zeitraum. **Astrid Lundien**



Ein leichtes Sommeressen: Eier in Krebssoße

Für dieses Gericht brauchen wir (4 Personen): 8 Eier, 1 Würfel Krebssuppe (für 1/2 Liter Flüssigkeit), 1/4 Liter Wasser, 6 Eßl. süße Sahne, 4 Eßl. Mayonnaise, 3/4 Eßl. Dillspitzen, 1 Teel. Zitronensaft, 1/2 Teel. Mostrich, Salz, Nordseekrabben nach Wunsch. — Eier hart kochen, schälen, halbieren. Den Suppenwürfel in 1/4 Liter kochendem Wasser auflösen, kaltrühren, dabei Sahne und Mayonnaise unterziehen. Dill, Zitronensaft, Mostrich und Salz zugeben. Auf eine flache Schüssel gießen, Eihälften in die Krebssoße setzen und mit Krabben oder Petersilie garnieren. Die Soße schmeckt am besten, wenn sie mehrere Stunden an kühlem Ort durchziehen kann.

Fotos BfH, FD

Kraftspender Honig

Seit dreißig Millionen Jahren — das haben Wissenschaftler festgestellt — holen die Bienen zur Gewinnung des Honigs mit ihrem Rüssel Nektar und Blütenstaub aus den Blüten. Der Veredlungsprozeß des Rohproduktes Nektar zum fertigen Honig erfolgt in der Honigblase der sammelnden Biene. Dabei werden dem Sammelgut wertvolle Wirkstoffe beigefügt. Der Honig wird später auf die Wabenzellen verteilt, um hier auszureifen.

Jahretausendelang haben die Menschen Honig zum Süßen benutzt. Dabei haben sie erkannt, daß er nicht nur ein Nahrungsmittel, sondern auch ein wertvolles Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist. Das lesen wir bereits in den alten ägyptischen Papyrusrollen, in der Bibel und im Koran.

Jedoch nicht nur im Altertum, sondern auch im Mittelalter und in der Neuzeit wird immer wieder auf die Bedeutung des Bienenhonigs für die menschliche Gesundheit hingewiesen. Honig ist mehr als ein hochwertiges Nahrungsmittel mit lebenswichtigen Stoffen. Durch seinen hohen Gehalt an Frucht- und Traubenzucker, der unmittelbar vom Körper aufgenommen wird, ist Bienenhonig ein schnell wirkender Kraftspender.

Mit dem Honig haben die Bienen eine wohlschmeckende Aufbaukost für Gesunde und eine milde Schonkost für Kranke eingebracht. Bienenhonig wirkt günstig auf Herz und Kreislauf, lindert Erkältungen, vermag die entgiftende Funktion der Leber zu verbessern, ist arm an Kochsalz. Er wirkt unterstützend bei Magen-, Darm- und Leber-Diät. Unser Honig enthält außerdem biologisch aktive Bestandteile, die eine gefäßerweiternde und blutdrucksenkende Wirkung haben. Die Drüsentätigkeit wird, vor allem bei älteren Leuten und Kindern, durch diese Stoffe angeregt. Wir sollten die heilende und helfende Wirkung dieses hochwertigen Nahrungsmittels nutzen — nicht nur im Alter, sondern auch für unsere Kinder und Enkel. **Br.**

Was wurde aus der Versöhnung?

Der Irrweg der Evangelischen Kirche — Verantwortung vor Gott

Diese Frage muß man heute stellen. Sie wird hier freilich nicht an die Politiker gerichtet und an ihre „Versöhnungsverträge", sondern an die Evangelische Kirche. Die Kirche hat ja in der sogenannten Ostdenkschrift vom Herbst 1965 die Intiative zu dieser neuen deutschen Ostpolitik ergriffen, mit der sie „den Handlungsraum der Politiker erweitern" wollte. Aber auch die Verträge, die dann die Politiker aushandelten, fanden in der Erklärung, die 25 „prominente Glieder der Ev. Kirche" (so nach der allgemeinen Sprechweise) am 29. März 1972, also mitten in der Ratifizierungsdebatte im Bundestag, abgaben, ihre Zustimmung und wurden so im Bewußtsein der Öffentlichkeit auf die Verantwortung der Ev. Kirche schlechthin übernommen.

Daß für diese Versöhnung Opfer zu bringen seien und daß diese Opfer an erster Stelle die Flüchtlinge und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten durch Drangabe ihrer Heimat zu bringen hatten, wurde wie selbstverständlich angesehen. Man tröstete sie: Ihr Opfer habe einen tiefen Sinn; denn es bringe den Frieden, — und sie wollten doch gewiß auch den Frieden!

Die Ev. Kirche hatte nur bei dem politischen Versöhnungsprogramm, das sie nun unter direkter Berufung auf die Versöhnung des Neuen Testaments aufstellte, etwas vergessen, und das war gerade das Entscheidende! Nämlich dies, daß sie hier Versöhnung den Funktionären einer Weltanschauung anbot, die die Völker des Ostens im eisernen Griff halten. Die Völker des Ostens haben doch keine Stimme durch in Freiheit und Selbstbestimmung gewählte politische und staatliche Vertreter, sondern es sind die ihren oktroyierten Funktionäre, die allesamt der kommunistischen Weltanschauung treu ergeben sein müssen. — Natürlich haben die Sowjets sofort eingehend überlegt, ob sie nun nicht mit Hilfe dieser durch die Kirche angebotenen Versöhnung endlich dazu kommen könnten, daß ihre seit 1945 erhobenen politischen Forderungen auf völkerrechtliche Anerkennung der Grenze an der Oder und Neiße und auf Anerkennung der „DDR" von dem deutschen Volk und dann auch von einer Regierung in der Bundesrepublik Deutschland angenommen werden. Die Sowjets haben sehr bald herausgefunden, daß „Versöhnung" beinhaltete, daß man in ihrem Namen nicht mehr auf seinem Recht, dem Völkerrecht, bestehen wollte, und daß man sich mit den von ihnen 1945 und danach geschaffenen Realitäten um des lieben Friedens willen abfinden wollte!

Ihre Rechnung ist nun aufgegangen. Wir haben keine Versöhnung im Sinne eines echten Kompromisses auf dem Boden des gegenseitigen Bekenntnisses von Schuld erreicht und keinen gerechten Ausgleich, sondern immer wieder nur neue Forderungen, die wir erst erfüllen müßten, wenn es überhaupt zur Versöhnung kommen sollte. Es geht uns so wie dem Mose bei Pharao: Kaum hatte Gott die Plage auf die Fürbitte des Mose hin weggenommen, da hatte der Pharao schon wieder sein Versprechen vergessen, das Volk Israel ziehen zu lassen. So „vergessen" die kommunistischen Funktionäre ständig ihre Versprechungen, die sie ja auch nie in die Verträge selbst einbauen lassen, sondern die nur in Nebenabsprachen und Nebenprotokollen stehen, — und da können sie dann viel leichter unter den Tisch gekehrt werden. So werden immer neue politische Forderungen auf den Tisch gelegt, und nach den politischen Forderungen kommen die wirtschaftlichen.

Das Fazit dieser Politik der Versöhnung ist schon jetzt ein ungeheurer Machtzuwachs der Sowjetunion, d. h. ihrer kommunistischen Funktionäre. Die von uns so laut gepriesene „Versöhnung" müssen zuerst einmal die Völker in der Sowjetunion und in den Satellitenstaaten (Polen, Tschechen, Ungarn usw.) bezahlen, auch unsere Brüder und Schwestern im anderen Teil unseres Vaterlandes. Sie werden noch stärker diszipliniert, — und alle ihre nun wirklich nicht gerade große Hoffnung auf etwas Lockerung und Erleichterung wurde ins Gegenteil verkehrt. Die Menschenrechte werden ihnen mehr denn je vorenthalten. Das Opfer, das die Flüchtlinge und Vertriebenen als Christen für die Versöhnung auf den Rat ihrer Kirche in der Drangabe ihrer Heimat zu bringen hatten, ist nicht nur umsonst, sondern es hat die Gewalt der Gewaltigen noch stärker und die Ohnmacht der Ohnmächtigen noch auswegloser gemacht.

Hier aber muß der Ev. Kirche gesagt werden, daß sie das alles hätte wissen können und auch hätte berücksichtigen müssen, als sie sich auf den Weg der Versöhnung machte und ein politisches Friedenskonzept im Namen der Versöhnung mit ihrer Autorität an die Öffentlichkeit ab und den kommunistischen Funktionären anbot. Sie wird wohl auch die Verantwortung vor Gott und vor unserm deutschen Volk dafür tragen müssen, daß die Versöhnung, die sie als politisches Verzichtsprogramm verkündet hat, in Wahrheit zur Ausbeutung des deutschen Volkes durch die kommunistischen Diktaturen zu führen droht, ja zu einer Gefährdung des freien Europa.

Ein altes Sprichwort sagt: Barmherzigkeit mit den Wölfen ist Unrecht gegen die Schafe!

W. Marienfeld, Pfr. i. R., Iserlohn



Träger kirchlicher Verantwortung: Bischof Dr. Dibelius (l.), Ratsvorsitzender der evangelischen Kirche in Deutschland, rang vergeblich um die Erhaltung der Einheit der Kirche. Pastor Martin Niemoeller (r.), hessischer Kirchenpräsident, betrieb erfolgreich die „Versöhnung" mit dem kommunistischen Osten.

Fünf Schritte zur Rechtschreibreform

Erster Schritt:

Wegfall der Großschreibung

einer sofortigen einführung steht nichts im weg, zumal schon viele grafiker und werbeleute zur kleinschreibung übergegangen sind.

zweiter schritt:

wegfall der dehnungen und schärfungen

diese masname eliminirt schon di gröste felerursache der grundschule, den sin oder unsin unserer konsonantenverdoplung hat onehin niemand kapirt.

driter schrit:

v und ph ersezt durch f, z ersezt durch s, sch ersezt durch s

das alfabet wird um swei buchstaben redusirt, sreibmasinen und sesmasinen fereinfachen sich, wertfole arbeitskräfte könen der wirtsaft sugeführt werden.

firter srit:

q, c und ch ersest durch k, j und y ersest durch i, pf ersest durch f

iest sind son seks bukstaben ausgesaltet, di sulseit kan sofort von neun auf swei iare ferkürst werden, anstat aksig prosent rektsreibunterikt könen nüslikere fäker wi fisik, kemi, reknen, mer geflegt werden.

fünfter srit:

wegfal fon ä, ö und ü seiken

ales uberflusige ist iest ausgemerst, di ortografi wider slikt und einfak. naturlik benotigt es einige seit, bis dise fereinfakung uberal riktig ferdaut ist, fileikt sasungsweise ein bis swei iare, anslisend durfte als nakstes sil di fereinfakung der nok swirigeren und unsinigeren gramatik anfisirt werden.

Aus „Druckwelt" (13/74).

Eingesandt von **Ingo Schönbohm, Leer**

Junge und alte Ostpreußen zu Problemen der Zeit

Das gibt einen Stich ins Herz

Wenn ich auch in bezug auf das Ostpreußenblatt alle positiven Attribute, als da sind: informierend, belehrend, unterhaltend, tadellos in der Haltung usw., anwenden würde, so gibt es doch ein weniges, das ich anders sehen möchte.

Sie schreiben z. B. in Folge 24 vom 15. 6. auf Seite 2 die Überschrift: Schleppende Aussiedlung aus P o l e n und weiter „leben in P o l e n" usw. Das gibt einem buchstäblich einen Stich ins Herz! Gemeint sind damit doch unsere Ostgebiete! Auf Deutschland in den Grenzen von 1937 brauche ich Sie ja nicht hinzuweisen. Auch Prof. Carstens sprach in seiner Antwort auf die Regierungserklärung H. Schmidts von den Aussiedlern „aus Polen u n d den deutschen Ostgebieten". Ferner erwähnen Sie manchmal die Vertreibungsgebiete Pommern, Schlesien, nie aber in Westpreußen dabei!

In der gleichen Ausgabe steht im „Forum freier Meinungen" ein Leserbrief von Herrn Walter Adamson, Kallista (Australien), unter der Überschrift „Unrecht bleibt Unrecht". Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie in Ihrem Blatt zum Ausdruck brächten, daß ich mich der Ansicht Herrn Adamsons vollinhaltlich anschließe. **Traute Frisch, Schleswig**

Politiker beeindrucken?

Zum Leserbrief „Herkunftsort dem Namen beifügen" aus Folge 24:

Der Vorschlag von Herrn Handt ist gut — wenn sich die verantwortlichen Politiker durch solche Namenskombinationen beeinflussen ließen (was ich sehr bezweifle!).

Aber es entstünde u. U. auch ein Nachteil. Bisher nennen sich nur einige ostdeutsche Gutsbesitzer in der oben angegebenen Weise. Würden nun alle übrigen Ostdeutschen dem Beispiel folgen, dann wäre das nur Wasser auf die Mühlen derjenigen, die da behaupten, die Ostpreußen seien Angeber, jeder wolle ein Gut besessen haben.

Für mich persönlich (als Jugendliche aus Ostpreußen geflüchtet) besteht aber kein Hinderungsgrund, Herrn Handts Vorschlag zu befolgen. **D. Blankenagel, Duisburg**

Auch eine politische Entscheidung!

Vielerorts wird gefragt und debattiert: Was kann ein national ausgerichteter Deutscher heutzutage noch wählen?

Die SPD kommt nicht in Frage. — Die CDU — wegen Mai 1972 — auf keinen Fall. — Die FDP ist an allem schuld. — Die NPD wurde von der CDU s. Zt. gründlich totgeschlagen. — Was nun? Es fehlt eine neue Partei?! — Eine neue nationale Partei würde genauso umgebracht werden wie die NPD.

Wie wäre es, wenn wir gar nicht oder ungültig wählen würden? Gewiß melden sich sofort die „klugen Rechner": Ja, aber dann gewinnen die andern!" Stimmt! Sollen sie! Sie sollen gewinnen und regieren, bis auch dem letzten Deutschen die Augen aufgegangen sind. Eine andere Richtung würden sie sowieso nicht heranlassen. — Soll aber meine Stimme einer Partei in den Sattel helfen, die doch nicht für Deutschland reitet? Niemals!

Die Stimmenauszählung würde es an den Tag bringen: 20, 30 Prozent (oder eines Tages noch mehr!) haben nicht gewählt, das sind die Unzufriedenen. Die haben nicht gewonnen, sie sind auch nicht zu sehen — aber sie sind da! Und man muß mit ihnen rechnen. — Das ist die neue Partei! **E. Marquardt, Oldenburg/H.**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur auszugsweise veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt

Kritik geht nicht zu weit

Zu Leserbrief „Kritik geht zu weit" vom 2. 3. 1974

Dieser Auffassung des Leserbriefschreibers kann ich in keiner Weise zustimmen. Der als „extreme Rechtskurs" bezeichnete Tenor ist im Gegenteil eine mutige Haltung, Unrecht auch Unrecht zu nennen. Nicht der „extreme Rechtskurs" führte zum Verlust des Krieges, sondern dieser Verlust war bereits in der ganzen Konzeption dieses unseligen Krieges von Beginn an enthalten, zu dem sich Größenwahn und Überheblichkeit hinzugesellten, nicht zuletzt die törichten und absoluten Forderungen des Feindes nach bedingungsloser Kapitulation ohne größeren Weitblick, daß der rote Terror nur auf die von ihm mitvorbereitete Gelegenheit lauerte, den braunen Terror abzulösen. Die „jetzigen Machtverhältnisse" bedeuten nicht, daß wir uns sklavisch und in Selbstverleugnungen und -bezichtigungen den Wünschen, ja Forderungen des Ostens in seinen nicht zu verkennenden und leider deutlich praktizierten Hegemonialbestrebungen beugen. Die bisher geführten Verhandlungen haben zu keinen Besserungen, sondern schlichtweg zu Verschlechterungen in den sogenannten „Entspannungen" geführt, die von Chruschtschow im übrigen wie folgt formuliert wurden: „Natürlich müssen wir uns darüber klar sein, daß wir nicht ewig koexistieren können. Einer von uns muß ins Grab. Wir wollen nicht ins Grab. Sie (die Westmächte) wollen auch nicht. Was bleibt also zu tun? Wir müssen sie ins Grab stoßen." Die Forderungen, die wir stellen, sind nicht nur nicht extrem, sie werden sogar von uns nicht aktiv und eindringlich genug gestellt. Alle sollten sich mehr bemühen, schwindendes Bewußtsein für Recht und Ordnung, Geschichte und Tradition, Nation, Volk und Vaterland wieder zum Leben zu erwecken und mutig zu vertreten — als angemessenes Engagement und nicht als „extremes" Verhalten. — Die Veröffentlichungen im OSTPREUSSENBLATT über Politik und Geschichte, Heimat und das in ihr Erlebte sind klar und eingehend bis ins oft so notwendige und gewünschte Detail und bringen mehr, als man in anderen Zeitungen liest. Man erfährt viel Wissens- und Liebenswertes und bisher nicht Gewußtes.

Elisabet Roeber-Boretius, Bad Godesberg

Nicht abweichen!

. . . ich muß Ihnen noch sagen, wie sehr ich mich immer wieder darüber freue, wie gradlinig, klar und unbeirrbar in seiner politischen, ethischen, geistigen Einstellung das OSTPREUSSENBLATT nach wie vor ist, und ich hoffe und wünsche, daß es auch weiterhin keinen Schritt davon abweichen wird. **Gerda Nagel, Rastede**

Das gestohlene Bismarck-Denkmal

In der Ausgabe des OSTPREUSSENBLATTES vom 27. April fand ich den Artikel über meine Heimatstadt Johannisburg, der auch die abenteuerliche Reise des Bismarck-Denkmals behandelt. Es wird die Leser vielleicht interessieren, näheres über das Verschwinden des Denkmals zu erfahren.

Ein guter Bekannter von mir war der inzwischen verstorbene russische Oberst Rilski. Er gehörte als junger Offizier zu den bekanntesten Rennreitern in der russischen Armee und hatte später den Marstall des Zaren unter sich. Nach Ausbruch der russischen Revolution kam er mit Mitgliedern der Zarenfamilie nach Dänemark. Bei einer abendlichen Unterhaltung kam das Gespräch auf Ostpreußen, und groß war mein Erstaunen von Oberst Rilski zu hören, daß er 1914 beim Vorstoß der russischen Armee von Polen mit seiner Schwadron Johannisburg eingenommen hatte. Er erzählte, wie er und ein Offizierskamerad in einem Hotel am Markt (wahrscheinlich DANIELOWSKI) Quartier bezogen hatten, von wo sie aus ihrem Fenster auf ein in der Nähe befindliches Denkmal, das den Eisernen Kanzler darstellte, sehen konnten.

Nun war es ja nur natürlich, daß man nach den überstandenen Strapazen und dem siegreichen Einzug in die Stadt sich einen vergnügten Abend machte. Wie mein Bekannter mir versicherte, bestand kein Zweifel darüber, daß sowohl er wie sein Kamerad, ehe sie zur Ruhe gingen, den Bismarck in voller Größe auf seinem Sockel hätten stehen sehen. Groß war deshalb ihre Überraschung, als sie am nächsten Morgen auf einen leeren Sockel schauten. In Erinnerung an den vergangenen Abend versicherte man sich gegenseitig, doch recht nüchtern ins Bett gekommen zu sein, aber der Bismarck war verschwunden. Eine Erklärung konnte keiner finden.

Schon einige Tage darauf zwang der Gegenstoß der deutschen Truppen zur Aufgabe der Stadt. In ziemlicher Eile wurde der Rückzug angetreten. Rilski's Schwadron der Garde-Ulanen überholte in zügigem Trab den auf der Chaussee nach Turoscheln langsamer hinziehenden Train eines Kosakenregimentes. Plötzlich stutzte Rilski. Beim Überholen eines Blockwagens, gebildet aus zwei aneinandergekoppelten Leiterwagen, sah er aus dem Stroh des hinteren Wagens zwei lange, bronzene Kürassierstiefel mit Sporen herausstecken. Daß die Kosaken wie die Raben stahlen, war der Elitetruppe nicht unbekannt, aber daß sie es fertigbekommen hatten, in ein paar nächtlichen Stunden unbemerkt ein ganzes Denkmal abzumontieren und verschwinden zu lassen, hatte man doch nicht für möglich gehalten. Rilski glaubte damals, daß die Kosaken das Denkmal nach Polen verschleppt, es zersägt und an Altmetallhändler verschachert hätten, aber wie die Geschichte zeigt, hatte Bismarck seine Reise nach Minsk unversehrt antreten können, von wo er dann noch für einige Jahre auf seinen alten Sockel auf dem schönen Marktplatz von Johannisburg zurückkehren konnte.

Dr. G. Preuss, Charlottenlund/Dänemark

Zimmersuche...

Von einer, die auszog ein Zimmer zu suchen und dabei das Fürchten und einiges mehr lernte



Hamburg - Naiven Gemüts kam ich als selbstbewußte und frischgebackene Studentin „vons Land" in die Großstadt, voller Drang — nach einem wohlbehüteten Schülerdasein — die Selbständigkeit zu erproben. Mein „was-kostet-die-Welt-Optimismus" hielt allerdings nur bis zum Zeitpunkt der Zimmersuche vor.

Hatte ich mich doch oftmals schon — bei früheren Besuchen in der Hansestadt durch die schönen Straßen wandelnd — in so manchem Schnörkelerker und in der einen oder anderen Mansarde unter dem Dach gesehen. Da muß wohl, wie der großstadterfahrene Leser schon festgestellt haben wird, eine große Portion Spitzwegromantik in meinem Kopf herumgegeistert sein. Eine leise Vorahnung von dem, was noch auf mich zukommen sollte, beschlich mich, als ich das erste Mal den Anzeigenteil einer Tageszeitung studierte. Wo auch nur im entferntesten von Alster-, Uni- oder Citynähe die Rede war, stiegen die Preise in für mich schwindelnde Höhen. Von Kaution und Abstand ganz zu schweigen. Wissen Sie was „Abstand" ist? Hier ist nicht etwa, wie Sie vielleicht glauben, die Entfernung zwischen zwei Punkten gemeint, sondern vielmehr ein munteres, oft dreistelliges Sümmchen, welches man dafür bezahlen darf, daß man überhaupt ein Zimmer zum Mieten zur Verfügung gestellt bekommt. Häufig wird die Abstandszahlung damit begründet, daß in dem zu mietenden



Ausbeutung afrikanischer Studenten: „. . . unerhört, auch noch Ansprüche stellen! Zu Hause in eurem Kral habt ihr auch keine Schippendehl-Möbel!"
Zeichnung Eulenspiegel, Ost-Berlin

Zimmer eine Heizung, eine Tapete oder ähnlicher Luxus vorhanden ist.

Einige in Frage kommende Offerten strich ich an und wagte, nachdem ich mir durch ein rüdes „schon vergeben" Worte zurechtgelegt hatte, das erste Telefonat. Doch sehr schnell wurde mir dur chein rüdes „schon vergeben" und nachfolgendes Höreraufknallen das Wort abgeschnitten. So etwas macht natürlich Mut! Die anderen Versuche scheiterten in ähnlicher Weise. Zerknirscht holte ich mir Rat bei einigen Freunden, die mir frühes Aufstehen und vor allem Geduld anempfahlen. Auf meinen Einwand, man könne doch sowieso nicht vor neun Uhr bei fremden Menschen anrufen, wurde ich ausgelacht und mußte denn auch die Erfahrung machen: man kann nicht nur, man muß sogar!

Am nächsten Sonnabend war ich zu unerhört früher Stunde, nämlich 6 Uhr, auf dem Hauptbahnhof, um mir die, wie ich glaubte, erste Zeitung zu holen. „Die ersten hundert Blätter habe ich schon an Leute wie Sie verkauft — Sie suchen doch ein Zimmer?" meinte der Zeitungsverkäufer mit geübtem Blick. Ich war erschüttert! Tatsächlich waren die besten Brocken schon um 8 Uhr vergeben. Um Illusionen ärmer und Erfahrungen reicher, labte ich nach dem ersten Tag meine müden Füße in einem Fußbad und überdachte meine Erlebnisse. Hatte ich anfangs geglaubt, als angehende junge Studentin besonders gern als Untermieterin gesehen zu sein, so mußte ich erfahren, daß Studenten ganz offensichtlich ein schlechtes Image hatten und Jugend, gar noch unter 21 Jahren, erst recht nicht sehr gefragt waren. Bevorzugt wurde das krasse Gegenteil, möglichst ältere alleinstehende, berufstätige Herren. Damit konnte ich ja nun leider nicht dienen.

Die erste Besichtigung fing dennoch ganz verheißungsvoll an; Gegend, Haus und ältere Dame, die mir öffnete, waren sehr einnehmend; auch der Preis passabel. Doch nachdem man mir freundlich das kleine, etwas düstere Zimmerchen gezeigt hatte, wurde mir eine nicht enden wollende Latte von Bedingungen vorgetragen: Da sie, die alte Dame, leidend sei, dürfe ich mich nur auf Strümpfen schleichend durchs Haus bewegen. Das einzige, worunter die Dame nach detaillierter Beschreibung aller ihrer Gebrechen offensichtlich nicht litt, war Schwerhörigkeit. Besuch untersagte sie mir völlig. Ihr Bad möchte ich möglichst überhaupt nicht und wenn, höchstens einmal in der Woche zum Duschen benutzen. Sie verwies dabei auf das klitzekleine Waschbecken in dem klitzekleinen Zimmer — und dies mir verwöhntem Kind, dem allmorgendliches Duschen doch so viel bedeutet! Daß Ordnung nicht das halbe, sondern das ganze Leben sei — bekam ich auch noch mit auf den Weg. Sie müßten mich für kleinlich halten, wenn ich all das nicht hingenommen hätte; nein, so war denn auch der Grund, der mich abhielt zuzugreifen der, daß ich mich auch als Haushalts- und Gartenhilfe hätte verdingen müssen. Letzteres wurde übrigens noch öfter an mich herangetragen.

Eine andere Dame, die ein wirklich hübsches Zimmer anzubieten hatte, suchte in Ermangelung eigener Kinder anscheinend ein Erziehungsobjekt. Mit entwaffnender, resoluter und irgendwo sympathischer Offenheit überfiel sie mich gleich mit den Worten: „Damit Sie es wissen, ich meckere gern!" Meine halblangen Haare, die ich wirklich pflege, müsse ich, wenn ich bei ihr wohnen wolle, aufgesteckt zum Knoten tragen. Quasi entschuldigend fügte sie hinzu, daß ihr seeliger Mann schon immer gesagt habe, wenn er nicht gewesen wäre, hätte sie bestimmt ein Mädchenpensionat eröffnet. Das ließ sich mit meinem anfangs erwähnten „Drang zur Selbständigkeit" so gar nicht vereinbaren.

Die Erfahrungen mit Zimmervermieterinnen nehmen sich jedoch gegen die, die ich mit wirklich schmierigen, skrupellosen Geldschneidern machen mußte, vergleichsweise harmlos aus. Herr M. zum Beispiel ist Besitzer eines großen Altbauhauses, dessen Zimmer er einzeln vermietet. Auf der Fahrt zu der Wohnung versicherte er mich seiner Vorurteilslosigkeit, und natürlich sei er auch so richtig menschlich — er weise keine Ausländer ab. Daß er für Zimmer, die sich in unbeschreiblichem Zustand befanden, der deutschen Sprache oft nicht sehr kundigen Gastarbeitern unverschämte Mieten forderte und bekam, sagte er freilich nicht gleich. Bekanntlich haben Ausländer, insbesondere Farbige, noch größere Schwierigkeiten als Studenten bei der Zimmersuche. Es bleibt ihnen dann nur der Weg zu diesen „Menschenfreunden" von der Sorte des Herrn M.

Das dreißigste Fußbad konnte ich dann schließlich in meinen eigenen vier Wänden genießen. Ein ungemein erhebendes Gefühl. Endlich selbständig! Zugegeben, das erträumte Turmzimmerchen mit Alsterblick für 100,— D-Mark war es gerade nicht, aber was wäre, wenn sich der Traum ohne mühevolles Suchen, ohne zermürbende, doch zugleich bereichernde Erfahrungen und ohne wunde Füße sofort erfüllt hätte? Viel bewußter genieße ich nun dieses erste eigene Reich.

Bettina Bandow



Lebensangst und Hilflosigkeit führen oft zu Drogen- und Alkoholmißbrauch. Foto NP

Der Griff zur Flasche

Alkoholismus beginnt heute früher und häufiger

Bonn — Zum Problem des Drogenmißbrauchs kommt jetzt offenbar das des verstärkten Alkoholkonsums hinzu. Die Abhängigkeit vom Alkohol steigt gerade auch bei jungen Leuten. Nach Schätzungen der Deutschen Hauptstelle für Suchtgefahren in Hamm müssen bereits ein Prozent der Bundesdeutschen — das wären 600 000 Personen — als alkoholkrank gelten. Man nimmt an, daß etwa jeder Zehnte von diesen Kranken noch ein Jugendlicher ist: insgesamt also rund 50 000 junge Leute. Fachleute erwarten, daß die Zahl sich noch vergrößert, denn — so teilte das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit in Bonn mit — neue Umfrageergebnisse deuten darauf hin, daß immer mehr Jugendliche schon vor dem 14. Lebensjahr zum Alkohol greifen. Jugendministerin Katharina Focke sieht als Grund dafür in ihrer Antwort auf eine parlamentarische Anfrage unter anderem die Hilflosigkeit und die Lebensunlust junger Menschen. Von den Verantwortlichen werden Maßnahmen, mit denen sich dieser Entwicklung begegnen läßt, erwogen. Dabei wird der Gedanke an eine Beschränkung der Werbung für Alkohol und an eine Verstärkung der Gegenwerbung nicht ausgeschlossen. Die Konferenz der für das Gesundheitswesen zuständigen Minister und Senatoren der Länder beschloß vor kurzem, ein Aktionsprogramm zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches aufzustellen. Der Ständige Arbeitskreis der Drogenbeauftragten soll bis zum September Grundsätze für entsprechende Maßnahmen, die auch speziell auf Jugendliche abgestellt sind, erarbeiten.

Zwei Schwerpunkte soll das Programm haben: Zum einen soll die sachgerechte Aufklärung über die Gefahren des Alkohols verstärkt werden. dabei sollen auch die Mitarbeiter aus der Drogenberatung eingeschaltet werden. Zum zweiten will man die Erziehung zum maßvollen Umgang mit Alkohol in Familie und Schule anregen. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, daß der Alkohol und seine Gefahren in der Regel falsch eingeschätzt werden. So ergab eine Umfrage, die im Auftrag des Familienministeriums durchgeführt worden war, daß 65 Prozent der Befragten, die jünger als 29 Jahre sind, glauben, die meisten Menschen würden täglich Alkohol trinken.

jpd

Peinlich, peinlich . . .

Sis — Die Schul- und Bildungspolitik in Hessen machte schon mehr als einmal von sich reden. Linke und rechte Gruppierungen „bekämpfen sich bis aufs Messer", doch was Anfang dieses Jahres in einem kleinen Ort bei Kassel geschah, ist eher ein Kuriosum als harte politische Auseinandersetzung.

Wie die österreichische Zeitschrift „Neue Ordnung" berichtete, sollen in Eschenstruht bei Kassel Sozialisten und Kommunisten aller Schattierungen ein Kesseltreiben gegen den Direktor der dortigen Mittelschule Herbert Werther entfesselt haben. Werther hatte seinen Schülern „20 Verpflichtungen" ans Herz gelegt, um sie „zu möglichst guten Leistungen" anzuhalten. Die hessischen Linken behaupteten jedoch, Werther versuche mit eben diesen Richtlinien, die Kinder „faschistisch und diktatorisch auszurichten".

Die „20 Verpflichtungen" hatten folgenden Wortlaut:

1. Arbeiten und sich ausbilden, um dem Vaterland zu dienen, 2. fleißig und pünktlich sein — niemals zu spät kommen, 3. Rektor und Lehrer ohne Widerspruch gehorchen, 4. Bücher und Arbeitsmaterial bei Ankunft des Lehrers stets zur Stelle und in Ordnung haben, 5. gewaschen, gekämmt und ordentlich gekleidet in der Schule sein, 6. peinliche Sauberkeit auf Pult und Schulsitzplatz, 7. mit dem Gongzeichen sitzen und den Klassenraum nur mit Erlaubnis des Lehrers verlassen, 8. in der Schule mit niemandem schwatzen und immer aufmerksam sein, 9. aufstehen, wenn Lehrer oder Rektor die Klasse betritt, ihnen stets den Vortritt lassen, 10. aufstehen, wenn man mit dem Lehrer spricht, und nicht hineinschwatzen, wenn man sich nicht meldet, 11. Aufzeichnungen und Hausaufgaben stets sorgfältig ausführen und diese unaufgefordert Eltern und Lehrer zeigen, 12. Lehrer und Rektor Respekt erweisen, sie außerhalb der Schule grüßen, indem man den Hut abnimmt, 13. älteren Menschen gegenüber zuvorkommend sein, auch außerhalb der Schule, 14. niemals schlechte Worte gebrauchen und nie um Geld spielen, 15. sehr sorgfältig mit der Schuleinrichtung und dem Eigentum der Kameraden umgehen, 16. rücksichtsvoll sein gegenüber älteren Menschen und kleineren Kindern und ihnen in den öffentlichen Verkehrsmitteln Platz machen, 17. den Eltern und jüngeren Geschwistern immer helfen, 18. im Haushalt daheim helfen und sein Bett selber machen, 19. seinen Schülerausweis immer bei sich haben und auf Verlangen vorweisen, 20. die eigene Schule und Klasse in Ehren halten wie sich selbst.

Diese Leitsätze, deren Veröffentlichung die hessischen Linken so sehr erregte, hatte Direktor Werther wortwörtlich und kommentarlos aus den Schubestimmungen der **Sowjetunion** übernommen! Eigentlich ist es doch traurig, daß unsere Kinder erst durch derartige Richtlinien gutes Benehmen lernen müssen!

Die Moskauer Lehrfabrik

Neue Wege polytechnischer Erziehung

Moskau — Man fährt vom Zentrum mit dem Autobus eine Stunde in den neuen Vorort Wolschonka-Zil der sowjetischen Hauptstadt Moskau, wo neben den letzten niedrigen Holzhäusern Neubauten bis zu zehn Stockwerken stehen. Endpunkt ist eine Industriesiedlung. Hier herrscht kein Lärm und kein Tempo. Es fehlt auch die sonst übliche Aufschrift eines Betriebs mit nüchternem Titel. Vielmehr heißt dieser Betrieb in Wolschonka-Zil nach dem Vogel Kiebitz, die „Mewa": Eine sowjetische Lehrfabrik für Schulkinder, die hier ihr polytechnisches Jahr einer praktischen Ausbildung absolvieren. — Beim Eintritt fällt die für eine Fabrik ungewöhnliche Ordnung und Sauberkeit auf. Jeder Arbeitsplatz ist mit einem Absauggerät ausgestattet, an den Wänden stehen Automaten für Sodawasser und Limonade. Hier arbeiten Kinder von 14 und 15 Jahren, die Mädchen in weißen Schürzen, die Jungen im blauen Schlosseranzug. Sie führen ihre Tätigkeit sitzend aus; die einzigen Menschen, die hinter den Lehrlingen stehen und sie leiten, sind die Meister. Sie geben Anordnungen, überwachen die Arbeit, überprüfen die Bestandteile.

Die „Mewa" erzeugt nicht Modelle zum Anschauen, sondern marktreife Ware, die verkauft wird. Es sind kleine Lautsprecher für Transistorradios, ebenso kindlich aussehende Elektromotoren zum Einbau in Spielzeuge, Bekleidung für Puppen. Manchmal setzt sich der Meister an die Maschine und zeigt den Kindern, wie man sie handhabt. Er bessert Fehler aus, hört die Fragen an und trägt die Produktion in seine Liste ein, denn es geht zu wie in jedem staatlichen Planbetrieb.

Die „Mewa" ist ein Experiment. Die polytechnische Erziehung war eine Enttäuschung, weil die Voraussetzungen fehlten. Sie wird nicht als mißlungen, aber als Halbheit bezeichnet. Daher probiert man den neuen, teuren Weg, indem man an die Errichtung selbständiger Betriebseinheiten für die Schuljugend denkt. Vorerst wird man die pädagogischen Erfahrungen der „Mewa" auswerten. — Direktor Walentyn Karmanow widersprach mit Nachdruck der Ansicht, daß eine verbrämte Form von Kinderarbeit eingeführt werde. „Diese Fabrik dient der Erziehung der Jugend für den Beruf. Die Tätigkeit ersetzt den Kindern keineswegs die Lehrjahre." Der Wert liege in der psychologischen Umstellung von der Schulbank zur Arbeitsbank, ein für manche Menschen schmerzlicher Prozeß. Hier würde die Jugend bei konsumfähiger Produktion mit Organisation, Kollektiv und Übernahme von Verantwortung vertraut gemacht.

In der Lehrfabrik sind im Turnus 2700 Kinder aus 15 Moskauer Schulen tätig. Freilich nicht täglich, sondern jeder Schüler an vier Tagen im Monat. Der Arbeitstag dauert vier Stunden, davon eine Stunde theoretischer Unterricht. Dabei können auf Wunsch die Industriebranchen gewechselt werden, so daß die Schüler alle drei Abteilungen kennenlernen. Da die Herstellung eines Miniatur-Lautsprechers 21 Tage erfordert, muß jeder Schüler praktisch alle Handgriffe erlernen. Er weiß dann, wofür jeder Arbeitsgang notwendig ist und wie er zum Endprodukt führt. Das sei, meint der Direktor, der größte Vorteil der Lehrfabrik gegenüber der üblichen polytechnischen Lehrzeit in einem Normalbetrieb. Die Kalkulation der Stadtverwaltung von Moskau hat auch ihre kommerzielle Seite: Die von Kinderhand hergestellten Waren sollen beim Verkauf zumindest die Kosten des Unterrichts hereinbringen.

real

Das Königsberger Intelligenzblatt

Es mußte von allen Behörden und Beamten abonniert werden – Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Die erste Königsberger Zeitung erschien durch Johann Fabricius (Schmidt) 1618. Das erste amtliche Mitteilungsblatt aber ließ König Friedrich Wilhelm I. gut 100 Jahre später (1727) von dem von ihm zuerst in Berlin, dann in Königsberg geschaffenen Kgl. Adreß-Contoir am Strohmarkt herausgeben. Kurz „Intelligenzblätter" oder „Intelligenzzettel" genannt, mußten diese Blätter von allen Behörden und von den Beamten bezogen werden. Dadurch schon brachten sie Gewinn, der durch ein Anzeigenmonopol, das behördliche und — gegen Gebühr — auch private Bekanntmachungen zuließ, erhöht wurde. Der Ertrag dieser Intelligenzblätter floß dem Potsdamer Militärwaisenhaus zu. Das Intelligenz-Adreß-Contoir verkaufte auch Kalender und ähnliches.

Wie staatsklug diese Finanzoperation des sparsamen Soldatenkönigs war, beweist das rund 130jährige Bestehen der Intelligenzzettel. Erst 1850 wurden sie aufgehoben.

Unser Bild zeigt die Nr. 34 des Jahrgangs 1736, sie wurde mir seinerzeit von meinem Freunde, dem Getreidekaufmann Walther Pirsch, geschenkt und dem Archivlager Göttingen von mir übergeben. Die Nummer besteht nur aus den ersten vier Blättern, die 22 x 18 cm groß, auf grauem, dünnem, verrottetem Papier, dessen Ränder zerpliesert sind, gedruckt sind. Die Schrift in Ungerfraktur-Petit.

Ein Strich unter dem langatmigen Titel, der alles zusammenfaßt, was der Leser des Blattes zu erwarten hat, trennt ihn vom eigentlichen Inhalt, der mit dem Hauptartikel begannt. Der unserer Nummer 34 hat das Thema

„De Aere Uxorio, vulgo vom Bulen-Geld."

Den Inhalt der Blätter suchte der König zu heben, indem er just in dem Jahre 1736, aus dem unsere Nummer 34 stammt, die Universitätsprofessoren anwies, wissenschaftliche Aufsätze für sie zu schreiben.

So war auch der Verfasser unseres gelehrten Aufsatzes „De Aere Uxorio" ein Königsberger Universitätsprofessor; seine sehr gelehrte, mit zahlreichen lateinischen Zitaten aus der römischen Gesetzgebung und aus römischen Schriftstellern (Metellus, Numidicus, Arrian, Augustus, Dio Cassius, Appian, Tacitus, selbst Petronius u. a.) belegte Abhandlung füllt die zweite bis achte Seite und gipfelt in der Feststellung, daß also die in Königsberg bestehende Einrichtung des ‚Bulengeldes' nach römischem Recht voll gerechtfertigt ist.



Sonnabends, den 25. Augusti Anno 1736.
Unter Sr. Königl. Majestät in Preußen rc. rc. rc.
Unsers allergnädigsten Königs und Herrn, allerhöchsten Approbation und auf Dero specialen Befehl

No: 34.

Wochentliche Königsbergische
Frag- und Anzeigungs-Nachrichten,
Worinnen allerhand in- und ausserhalb der Stadt zu kauffen und verkauffen/ zu verleihen und lehnen vorkommend/ auch verlohrne/ gefundene und gestohlene Sachen/ sodann Personen welche Geld lehnen oder ausleihen wollen/ Bedienungen oder Arbeit suchen oder zu vergeben haben rc. Imgleichen die in Memel/ Pillau und Königsberg eingekommene und ausgegangene Schiffe/ Wittinnen und Strusen/ die ankommende Frembden/ wie auch Copulirte/ nebst dem Preiß-Courant der Waaren und des Wechsel-Courses angemercket wird.

Titelseite der Nr. 34 des Intelligenzblattes von 1736

Unterschrieben ist die Arbeit, auf deren „Contination künftig" verwiesen wird, von „Stephanus Waga J.U.D.&.p.p."

Die Buchstaben hinter dem Namen bedeuten: Juris universalis Doctor et Professor publicus. Außerdem war er Assessor am Hof-Halsgericht und wohnte in der Kneiphöfischen Langgasse bei der Frau Erzpriesterin Concyn.

Bald nachher, jedenfalls vor 1740, hat auch der bedeutende Lehrer Kants, Martin Knutzen, im Königsberger Intelligenzblatt sein Werk „Philosophischer Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion" veröffentlicht (Fritz Gause, Gesch. d. Stadt Kbg. Bd. II. Köln-Graz. 1968).

Kant selbst hat in den Köngisberger „Intelligenzblättern" folgende Abhandlungen erscheinen lassen: „Untersuchung der Frage, welche von der Kgl. Akad. d. Wissensch. zu Berlin zum Preise für das jetzt laufende Jahr aufgegeben werden" (1754, Nr. 23, 24); „Ob die Erde veralte? Physikalisch erwogen" (1754, Nr. 32—37); „Fortgesetzte Betrachtungen der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen in das hiesige Publicum zu geben" (1756, Nr. 15 und 16) (Es ist dies der zweite Teil von Kants Abhandlung über das Lissabonner Erdbeben 1755, dessen erste, 40 Seiten in Quart, Hartung 1756 verlegt hatte); „Von dem ersten Grunde des Unterschieds der Gegenden im Raum" (1768, Nr. 6—8).

Die 2¼ letzten erhaltenen Seiten der oben beschriebenen Nummer 34 enthalten, ebenfalls in gedrängter Schrift:

„I. Sachen die zu verkauffen so beweg- als unbeweglich in Königsberg." Hier zeigt der Eckartsche Buchladen (er befand sich 1736 im Kneiphof an der Schmiedebrücke) Bücher an.

Es folgt die Kgl. Verordnung, daß zehn der „Kbgschen Stadt-Cämmerey" gehörige Häuser zu verkaufen sind, desgleichen ein Altstädtischer Speicher auf der Lomse; es folgt ein zweites Verkaufsangebot von „42 Stück Königl. Proviant-Wagen am 19. Sept."; die Witwe Le Juge am Schloßberge zeigt den Verkauf von „guten Levantschen Caffee-Bohnen à 48 gr." an und „bey Herrn Gottfried Gleinig in der Holtz-Gasse ist recht veritabel gut Zelter-Wasser zu bekommen".

Der Königsberger „Intelligenzzettel" erschien auch in Königsbergs erster Russenzeit, doch mußte auch er, wie Armstedt (Richard Armstedt, Gesch. d. Kgl. Haupt- u. Res.-Stadt Kbg. i. Pr. Stuttgart. 1899) berichtet, ab 28. Januar 1758 ohne das Adlerwappen erscheinen. Auch benutzten die Russen nicht ihn als offizielles Presseorgan, sondern die „Königsbergschen Staats-Krieges- u. Friedenszeitungen", die bisherigen „Kgl. Preuß. privilegierten Staats-Krieges- u. Friedenszeitungen", die mit dem russischen Doppeladler erscheinen mußte.

In einem Convolut Königsberger Zeitungen in der Lübecker Stadtbibliothek (Hist, 4° 18 711 Nr. 142. Sonnabend, den 27sten November 1802) von 1783—1817 fand ich eine weitere Nummer des Königsberger Intelligenzblattes: Nr. 142 v. Sonnabend, d. 22. November 1802, in gleicher Größe, gleich schlechtem, dünnem, grauem Papier und gleicher Frakturschrift. Das Wappen und die langatmige Titulatur sind verschwunden. Die erste Seite trägt schlicht den Titel:

„Königsberger
Intelligenz-Zettel
Zum Nutzen und Besten des Publici."

Unter dem Strich hat diese Nummer keine wissenschaftliche Abhandlung. Vielleicht hatte dieser Brauch inzwischen aufgehört. Dafür stand hier eine „Verordnung wegen Ablieferung der von Deserteurs eingegangenen Briefe und Einlagen"

Strafandrohung bei Nichtbefolgung.
„L. S. Friedrich Wilhelm."

Es folgten: „Ein- u. auspassirte Fremde", „Geburtsanzeigen", „Verlobungsanzeigen" „Verbindungsanzeigen", „Todesfälle."

Dann empfiehlt sich ein neues Wochenblatt „Die Laterna Magica" (sie erschien tatsächlich 1803). Es folgt ein Kaufgesuch der „Kgl. Preuß. General-Land-Armee-Verpflegungs-Direction" von Dielen, Balken, Brackholz und anderem.

Dann werden „Sachen so gestohlen in Königsberg" und „Sachen so verlohren" aufgezählt, hierbei ein „gestrickter seidener Geldbeutel, worin 1 Goldstück, 1 Holl. Dukaten, 1 Rubel vom jetzigen Kaiser (Paul I.) und diverse Courant im Komödienhaus (am Kreytzenschen Platz) verloren. Der ehrliche Finder beliebe sich gegen ein Honorar von 3 Rthlr im Adreß-Contoir zu melden".

Schließlich ein „Steckbrief" gegen einen ehemaligen Cantzleyverwandten Maurach, unterschrieben vom Gericht.

„Edictal-Citationen in Königsberg."

Schnittpunkt vieler Wasserstraßen

Der Königsberger Hafen hatte eine wichtige Stellung im ostpreußischen Wirtschaftsleben

Wenn ich heute die ausgedehnteste Flußhafenlandschaft der Welt in Duisburg-Ruhrort bewundere, erinnere ich mich beim Anblick der Hafenbecken, Kräne und Schiffe an Rhein und Ruhr wieder der früheren Schiffahrt in meiner Heimat im Osten. Dann tauchen die wohlvertrauten Bilder auf: die alte Hansestadt Königsberg mit der auf dem Kneiphof befindlichen Handelsbörse, die eine der ältesten Europas war, und nach ein paar Minuten Wegs längs dem Pregelufer das Speicherviertel, am Innenhafen gelegen, wo stets Arbeit und lebhafter Verkehr herrschten.

Noch weit interessanter war aber der Aufenthalt im großen Außenhafen. Dort konnte der Besucher stundenlang durch die Hafenbecken schlendern und all das sehen, was in einem bedeutenden Binnenhafen zu finden ist: Lager- und Transporteinrichtungen, Bahn- und Stauanlagen mit Kränen, Kranbrücken und Kippern. Ein besonders imposanter Rundblick bot sich von den Kommandobrücken der im Hafen liegenden Dampfer. Dort konnte der Beschauer über die Kraftwagen, Eisenbahnzüge und Dampfer hinweg auf die anderen Hafenbecken blicken, hinüber bis zum fernen jenseitigen Pregelufer, wo riesige Getreidesilos errichtet waren, seinerzeit die größten des europäischen Kontinents.

Königsberg erhielt durch seine günstige Lage an der Pregelmündung eine Vorzugsstellung in der östlichen Binnenschiffahrt. Die seewärtige Ein- und Ausfuhr betrug vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1 Million Tonnen im Jahr, die Binnenschiffahrt und Flößerei registrierte 1,25 Million Tonnen und mit der Eisenbahn wurden 1,4 Millionen Tonnen zugeführt, 0,65 Millionen Tonnen wurden abgesandt. Dieses war für ostpreußische Verhältnisse damals ein bedeutender Güterumschlag. Er erklärt sich daraus, daß Königsberg einer der größten Transithäfen war und vor allem Rußland über den Pregel einen großen Teil der überseeischen Güter empfing und in noch erheblicherem Umfang seine Warenausfuhr über diesen Weg leitete; denn durch Königsberg lief die Hauptbinnenwasserstraße von Rußland her über die Memel, die Gilge, den Seckenburger Kanal, den Großen Friedrichsgraben, die Deime und den Pregel durch den Königsberger Seekanal zur Ostsee, wobei die Binnenhäfen Tilsit, Ragnit, Labiau, Tapiau, Königsberg und die Seestadt Pillau berührt wurden.

Westwärts führten die Binnenwasserstraßen von Königsberg längs dem Frischen Haff über Heiligenbeil, Braunsberg, Elbing, Marienburg und Danzig zur Weichsel und zum Reich. Erwähnenswert ist ferner der damalige, sehr bedeutende Holzumschlag in Königsberg, die Umschlagstelle für Heringe aus Skandinavien und England nach Rußland sowie die Kohleneinfuhr aus England für Ost- und Westpreußen und die Randstaaten.

Die wirtschaftliche Situation Ostpreußens verschlechterte sich jedoch nach 1918 katastrophal, und es gelang Königsberg in der folgenden Zeit nicht mehr, die führende Stellung eines Haupthandelsplatzes an der Ostsee zu behaupten. Das lag daran, daß der 1914 unterbrochene reiche Verkehr mit Rußland nicht mehr wiederhergestellt werden konnte, ferner daß sich die Bestimmungen des Versailler Vertrages ungünstig auswirkten und die Provinzen Ost- und Westpreußen schließlich auch noch durch den sogenannten „Polnischen Korridor" vom Mutterland getrennt worden waren.

Trotz alledem wurde überall eifrig am Wiederaufbau gearbeitet. Einen wesentlichen Erfolgsanteil hatten daran neben der allmählich neu erstandenen Handelsflotte die ost- und westpreußischen Werften und Reedereien, die wie z. B. Artus-Hansa, Carl Bellmann, Ivers & Arlt, Robert Meyhöfer, Gebr. Modersitzki, Poseidon, Schichau, Wischke & Reimer, auch heute den Schiffahrtskundigen noch erinnerlich sein dürften und sich nach 1945 teilweise in den nord- und nordwestdeutschen Küstengebieten der Bundesrepublik neu einrichten konnten. Auch durch die große Fremdenverkehrswerbung Ende der zwanziger Jahre wurde für die ostpreußische Wirtschaft eine neue Erwerbsquelle geschaffen.

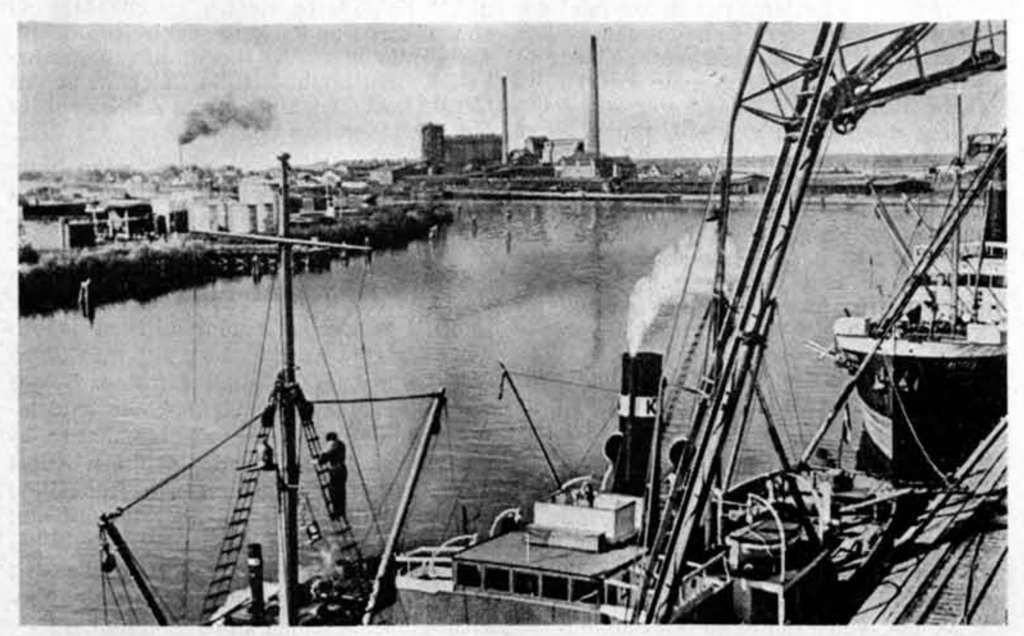
In diesem Zusammenhang sei neben dem Hinweis auf das Gebiet der tausend Seen in Masuren zwischen Angerburg und Johannisburg mit der dortigen Fischerei und Schiffahrt vor allem das „Weltwunder" im Oberland erwähnt, jene Einrichtung, durch die die großen Oberländischen Seen (Geserichsee, Röthloffsee, Drewenzsee) trotz einer Höhendifferenz von 100 Metern durch schiffbare Wasserwege ohne Schleusen mit der Hauptbinnenwasserstraße verbunden waren und über Elbing Anschluß zum Frischen Haff bzw. zur Nogat und Weichsel erhielten.

Dieses Problem löste im vergangenen Jahrhundert der preußische Baurat Steenke in jahrzehntelanger Arbeit, indem er fünf geneigte Ebenen schuf, die die Höhenunterschiede ausglichen. Im Jahre 1860 konnte das gesamte Netz vom Drausensee bei Elbing bis Osterode und Deutsch-Eylau dem Wasserverkehr übergeben werden. Seitdem wurden die Dampfer, die großen Lastkähne und Flöße auf den fünf Rollbergen des Oberländischen Kanals über den Berg oder zu Tal gefahren. Das Schiff, das, von Elbing kommend, ins Oberland fahren wollte, wurde in einen auf breiten Gleisen im Wasser stehenden offenen Bootswagen befördert und an dessen Seitenwänden festgemacht. Daraufhin zog ein Drahtseil den Wagen mit dem Schiff und den Fahrgästen den Berg in die Höhe. Der Wagen rollte über den Scheitel, dann wieder etwas bergab, bis er erneut ins Wasser fuhr. Das Schiff konnte nun wieder schwimmen und weiterfahren. Nach vier weiteren solchen Fahrten war das Niveau der Oberländischen Seen erreicht. Durch diese Einrichtung, deren interessante Konstruktion internationale Berühmtheit erlangt hat, wurde der Verkehr im Oberland wesentlich vergrößert. Trotz des späteren Baus von Eisenbahnlinien standen die Räder der Bootswagen am Oberländischen Kanal kaum jemals still, sondern jahraus, jahrein wurden unzählige Holzflöße und Schiffe auf diesem in Europa einmaligen Transportmittel befördert.

Der Umschlag in den ost- und westpreußischen Binnenhäfen war von 1930 an wieder beträchtlich gestiegen, so meldeten die Statistiken aus dem Jahre 1936 z. B. folgende Zahlen:

Königsberg	316 000 Einwohner	964 000 Tonnen
Tilsit	57 000 Einwohner	469 000 Tonnen
Ragnit	9 300 Einwohner	194 000 Tonnen
Elbing	72 000 Einwohner	78 000 Tonnen
Marienburg	25 000 Einwohner	54 000 Tonnen

Leider wurde dieser Beginn neuen wirtschaftlichen Lebens durch den Zweiten Weltkrieg zunichte gemacht.



Im Königsberger Hafen — Foto Raschdorff

Spätaussiedler:

Jugendliche bedürfen besonderer Betreuung

Evangelische Kirche richtet mahnende Worte an ihre Gemeinden — Familiäre Kontakte herstellen

HANNOVER — Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat sich in einem mahnenden Wort zum Aussiedlerproblem an seine Gemeinden gewandt. Das ist dankenswert; denn auch in der Betreuung der Aussiedler durch die Kirchen gibt es manches, was gesteigert werden könnte. Es gibt zahlreiche Kirchengemeinden, in denen das Verständnis für die Aussiedler nicht in genügendem Ausmaß vorhanden ist, weniger aus mangelndem guten Willen als aus Unkenntnis.

In dem Wort des Rates heißt es u. a.: „Wenn die Aussiedler zu uns in die Bundesrepublik Deutschland kommen, so hat das verschiedene Gründe. Sie wollen mit ihren Familienangehörigen vereint sein. Sie wollen nicht als nationale Minderheit, sondern als Deutsche unter Deutschen leben. Sie wollen sicher auch an der Freiheit und dem Wohlstand der Bundesrepublik teilhaben. Sie wollen auch in unseren Kirchen eine Heimat finden. Auf jeden Fall kommen sie mit hochgespannten Erwartungen. Obwohl von staatlicher Seite viel getan wird, um ihnen Arbeit und Brot zu verschaffen und ihnen den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern, bleiben Enttäuschungen nicht aus. Die Aussiedler fühlen sich oft lange Zeit hindurch fremd in der neuen Umgebung. Sie haben oft das Empfinden: Wir werden nicht verstanden und wir werden nicht wirklich aufgenommen.

Die evangelischen Aussiedler — zum großen Teil Menschen, die unter schwierigen Verhältnissen ihren Glauben mit großer Treue bejaht und bewährt haben — werden auch in unseren Gemeinden oft nur sehr schwer heimisch. Die Art unserer Gottesdienste, unsere Predigten und unser Gemeindeleben ist ihnen fremd. Vor allem fehlt ihnen die menschliche Wärme und der enge Kontakt zwischen den Gemeindegliedern, der in den kleinen Diaspora-Gemeinden, aus denen sie zumeist kommen, eine Selbstverständlichkeit war. Sie sind darum auch häufig von unserer Kirche enttäuscht und fühlen sich auch in unseren Gemeinden nicht verstanden und wirklich aufgenommen.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland bittet daher die Gemeinden, sich der Aussiedler in besonderer Weise anzunehmen."

Das Wort des Rates der Evangelischen Kirche ist erfreulicherweise abgewogen und klar; es hätte vielleicht noch hinzugefügt werden können, daß viele Aussiedler die Heimat verlassen, damit ihre Kinder nicht infolge der Zwangsumstände im fremden Volkstum aufgehen, und es hätte darauf hingewiesen werden können, daß die das Deutsche nicht richtig beherschenden Jugendlichen besonderer Betreuung bedürfen (in der Heimat diskriminierte man sie als die Deutschen und hier nennt man sie die Polen!).

In dem Wort an die Gemeinden gibt der Rat der Evangelischen Kirche dann eine Reihe von Empfehlungen, in welcher Weise man sich der Aussiedler stärker annehmen sollte. Man soll sie aufsuchen. Man soll sie zu den Gemeindeveranstaltungen besonders einladen und abholen. Man soll sie insbesondere in kleineren Gemeindekreisen wie Bibelstunden und dergleichen zur Teilnahme bewegen, weil dort die Verhältnisse den heimatlichen ähnlicher sind. Man soll familiäre Kontakte herstellen; denn im gemeinsamen Leben werden sie sich am ehesten aufschließen und den Kontakt zu Westdeutschland finden.

In dem Wort an die Gemeinden wird abschließend richtigerweise darauf hingewiesen, daß die Aussiedler den Gemeinden mit ihrer Glaubenserfahrung viel zu geben haben. Sie wissen, was es bedeutet, auch unter schwierigen Verhältnissen Glauben zu behalten. Sie wissen, was die Realität der Gemeinde für den Glauben bedeutet. **N. H.**

Erst denken — dann sprechen

Sparsamer Umgang mit dem Telefon

Bonn — Das Telefonieren ist teurer geworden. Die Mehrkosten belasten nicht nur Betriebe, sondern auch die privaten Haushalte. Daher ein paar Tips zum sparsameren Umgang mit dem Fernsprechapparat:

1. Abschied nehmen von der „Telefonitis", der Sucht, allzu schnell und allzu oft in die Nummernscheibe zu greifen.

2. Erst überlegen, ob Anruf notwendig oder ob mit Postkarte oder Brief nicht vieles preiswerter und persönlicher erledigt werden kann. Dabei beachten, daß Ortsgespräche billiger sind als Briefe, daß Schreiben meist billiger ist als Ferngespräche.

3. Erst denken — dann sprechen. Alle notwendigen Unterlagen für den Anruf bereitlegen und wichtige Fragen notieren.

4. Bei allen Gesprächen sich „kurz gefaßt" auf das Wesentliche konzentrieren. Ergeben sich größere Fragenkomplexe, sie entweder schriftlich klären oder durch einen neuen Anruf.

5. Rufnummer und Nebenstellen-Nummer der häufigsten Gesprächspartner schriftlich festhalten, von der Durchwahlmöglichkeit Gebrauch machen.

6. Wichtig für Betriebe: in der Regel selbst wählen. Die Verbindung über die Sekretärin kostet oft mehrere Gebühreneinheiten.

7. Bei Gesprächen, die von der Telefon-Zentrale vermittelt werden, möglichst immer die Nebenstellen-Nummer des Partners angeben, damit die eigene Zentrale gleich durchwählt.

8. Wenn ein Gespräch bei der Vermittlung angemeldet wurde, am Arbeitsplatz bleiben, um bei erfolgter Verbindung gleich erreichbar zu sein. Ist der gewünschte Partner nicht zu sprechen, dann Name, Adresse und Grund des Anrufes angeben und Zeitpunkt für einen zweiten Anruf vereinbaren. **V. D.**

Sozialwahlen:

Alleinvertretungsanspruch ist fraglich

Wichtige Aufgaben warten auf neugewählte Kandidaten

Frankfurt (Main) — In Folge 24 unserer Zeitung sind wir bereits kurz auf das Ergebnis der Sozialwahlen eingegangen, von denen die Zusammensetzung der Parlamente der Sozialversicherungsträger bestimmt wird. Wie bereits berichtet, brachte es eine bittere Enttäuschung für die Gewerkschaften — sowohl für den Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB), als auch für die Deutsche Angestellten-Gewerkschaft (DAG). Vielerorts wurde von einem Erdrutsch gesprochen. Tatsächlich verschlechterte sich der DAG-Stimmenanteil gegenüber der letzten Sozialwahl im Jahre 1968 von 48,9 Prozent auf 25,7 Prozent. Der DGB rutschte von 29,2 Prozent auf 17,3 Prozent ab. Der große Gewinner ist die Listenverbindung von acht gewerkschaftlichen, aber nicht zum DGB oder DAG gehörenden Organisationen, zu denen auch der Deutsche Beamtenbund gehört.

Noch ist vom DGB eine Stellungnahme zu diesem Ergebnis nicht zu bekommen. Erst nach einer gründlichen Analyse des Wahlergebnisses will man sich in Düsseldorf äußern. Die DAG dagegen hat in einem Gespräch auf die Frage nach der möglichen Ursache der hohen Verluste die erstaunliche Feststellung getroffen: „Die DAG hat keine Verluste erlitten", und begründet das mit der infolge sehr viel höherer Wahlbeteiligung auch höheren DAG-Stimmenzahl, gemessen am Ergebnis von 1968. Wer will, kann diese Aussage als Witz auffassen.

Eine große Betroffenheit von DGB und DAG ist indessen unverkennbar. Nach dem bisherigen Wahlverfahren waren die Ergebnisse sicher nur jeweils unschwer vorauszusehen. Nur die straff organisierten DGB- und DAG-Mitglieder, oder doch fast nur diese, gingen am Wahlsonntag brav zu den Wahllokalen der Versicherungsträger und warfen ihren Stimmzettel in die Urne. Man war sozusagen unter sich. Dagegen wurde erstmalig für die Wahl 1974 die Möglichkeit der Briefwahl geschaffen. Dadurch erhöhte sich die Wahlbeteiligung in ungeahnter Weise. Sie stieg von früher durchschnittlich knapp 20 Prozent auf mehr als 46 Prozent der Wahlberechtigten. Das dürfte die eigentliche Ursache für das wirklichkeitsnähere Ergebnis sein. Der Alleinvertretungsanspruch der Gewerkschaften, der im übrigen auch durch die Mitgliederzahl gerechtfertigt ist, wurde durch dieses Wahlergebnis ernsthaft in Frage gestellt.

Darin drückt sich nicht unbedingt eine antigewerkschaftliche Haltung der Angestellten aus. Es wurde vielmehr nur das Zahlenverhältnis von organisierten und nichtorganisierten — jedenfalls nicht im DGB oder der DAG organisierten — Wählern klargestellt. Bei dieser Wahl war es möglich, freie Listen in Verbindung mit dem Namen der jeweiligen Sozialversicherung aufzustellen. Es liegt nahe, daß Angestellte die Liste ihrer Kasse wählten; denn nur am Einfluß bei seinem Institut ist dem Wähler letztlich gelegen. Auch hatten sich die eingangs erwähnten acht Organisationen mit dem DGB darauf geeinigt, eine Listenverbindung einzugehen. Zusammen haben diese Verbände jetzt etwa 46,5 Prozent der Stimmen und damit maßgeblichen Einfluß in den Sozialparlamenten.

Die gewählten Kandidaten der Listenverbindung werden in den Vertreterversammlungen, den Sozialparlamenten der Versicherungsträger, wichtige Aufgaben zu erfüllen haben. Berücksichtigt man, daß in den Vertreterversammlungen über Etatbeträge, die insgesamt an den Umfang des Bundeshaushalts heranreichen, beraten werden muß, dann wird die Bedeutung dieser Sozialwahlen und ihr Ergebnis erkennbar. Die gewählten Parlamente beschließen über alles, was nicht unmittelbar durch den Gesetzgeber selbst geregelt oder durch Gesetz und Satzung den Vorständen und Geschäftsführungen an Befugnissen übertragen ist.

Michael Haardt

Gesundheitswesen:

Behinderte aus der Isolation befreien

Betroffenenzahl unbekannt — Hilfe jedes Einzelnen erforderlich

Hamburg — Ein „Rehabilitationsangleichungsgesetz", an dem zur Zeit gearbeitet wird, soll den etwa sechs Millionen geistig und körperlich Behinderten in der Bundesrepublik Erleichterung verschaffen. Künftig sollen auch Leber-, Herz-, Nieren- und Krebskranke als Behinderte gelten. Ebenso werden seelisch Kranke und Alkoholgeschädigte in den Genuß der neuen Förderungsbestimmungen kommen, sobald das neue Gesetz verabschiedet wird.

Vor kurzem forderte der Reichsbund der Kriegs- und Zivilgeschädigten nachdrücklich die Vorsorgepflicht für behinderte Kinder ab dem vierten Lebensjahr, eine gesetzliche Meldepflicht für alle Behinderten sowie die Vorlage einer Behinderten-Erhebung. Denn noch ist nicht einmal die genaue Zahl der Betroffenen bekannt.

Mit gesetzlichen Maßnahmen allein kann man das Problem der Behinderten jedoch nicht entschärfen. Die Gesellschaft, d. h. jeder Einzelne, muß dazu beitragen, daß Behinderte ganz in das tägliche Leben integriert werden. Städteplaner und Baugesellschaften könnten z. B. mit geräumigen Wohnungen, flachen Stufen, Aufzügen und Rolltreppen mit Sondervorrichtungen den Versehrten das Leben erleichtern. Ein bemerkenswertes Beispiel ist die neue Bezirksschwimmhalle Süderelbe in Hamburg. Sie wird spezielle Einrichtungen erhalten, damit sie auch von versehrten Badegästen benutzt werden kann. Dazu gehören Auffahrtrampen, besonders geräumige Umkleidekabinen und modernste Sanitäreinrichtungen.

Solange es jedoch Taxifahrer gibt, die mit den Worten „So etwas transportiere ich nicht" Behinderte einfach am Straßenrand stehenlassen und solange zahlreiche Behinderte trotz intensiver Umschulung keine Arbeit finden, bleibt für die Betroffenen das Gefühl bestehen, ein lästiges Anhängsel für die Gesunden zu sein.

Es liegt jetzt bei jedem einzelnen Menschen, die Behinderten aus der Isolation zu ziehen. Viele der Behinderten wären nämlich durchaus in der Lage, eine sinnvolle Beschäftigung auszuüben, wenn die Gesunden ihnen rechtzeitig dabei helfen würden. Viele Eltern behinderter Kinder scheuen jedoch den Weg zum Arzt, weil sie sich möglicherweise vor der Wahrheit fürchten. Immer wieder hört man auch von behinderten Kindern, die vor den Augen der Nachbarn versteckt werden, nur weil die Eltern Angst vor „Getratsch" haben. Durch frühzeitige Vorsorgeuntersuchungen aber könnte viel Leid vermieden werden. Es ist deshalb besonders wichtig, den Behinderten möglichst rechtzeitig zu fördern und ihn als gleichberechtigten Menschen zu akzeptieren.

Silke Steinberg

Kurzinformationen

Wegnahmei ichtlinien

Bad Godesberg — Das Bundesausgleichsamt hat im „Amtlichen Mitteilungsblatt" (MtBl — BAA) Nr. 3/1974 überarbeitete Richtlinien bekanntgegeben, die dem letzten Stand der Erkenntnisse der Entwicklung im Schadensgebiet der „DDR" Rechnung tragen. Diese neuen Richtlinien — jetzt Wegnahme-Rundschreiben genannt — bilden die Grundlage für die Anerkennung von Vermögensschäden, die in der „DDR" entstanden sind.

Das Wegnahme-Rundschreiben des Bundesausgleichsamtes enthält wesentliche Verbesserungen für vereinfachte und positive Entscheidungen. So kann u. a. ab sofort „in aller Regel bei Personen, die nach Kriegsende nicht mehr an ihren Wohnsitz im Schadensgebiet zurückgekehrt sind (Nichtrückkehrer), von einem Schaden am Grundvermögen ausgegangen werden, sofern sich keine Anhaltspunkte dafür ergeben, daß eine Wegnahme noch nicht erfolgt ist".

Da unter diese Regelung viele Zehntausend Bürger fallen, die kurz vor dem Einmarsch sowjetischer Truppen in den Westen geflüchtet sind oder als Soldaten gleich in Westdeutschland blieben, können sich alle Anspruchsberechtigten mit Grundvermögen in der „DDR" an ihr Ausgleichsamt wenden. Personen, denen der Antrag auf Feststellung des Schadens in der Vergangenheit bereits rechtskräftig abgelehnt wurde, können sich auf die neuen Richtlinien berufen und eine Wiederaufnahme beantragen. W. H.

Entschädigung

Bonn — Eine nüchterne Darlegung, wie Hunderttausende Unterhaltshilfeempfänger, die 348 DM im Monat erhalten, davon leben sollen und warum bei diesem Personenkreis erhebliche Verbesserungen nicht durchgeführt wurden, forderte Dr. Czaja in einer Debatte über das Kriegs- und Kriegsfolgeschädenproblem im Bundestag. Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Rohde, stellte dazu fest, es seien Verbesserungen für viele Personenkreise durchgeführt worden. Er erinnerte an eine Kriegsopferversammlung in den sechziger Jahren, auf der ein CDU-Arbeitsminister anwesend war. Damals hatten die Kriegsopfer gefragt, warum ihre Renten nicht wie die der Sozialversicherten jährlich angepaßt würden. Damals hätte der CDU-Minister gesagt, das gehe nicht, denn im Gegensatz zur Rentenversicherung hätten sie dafür keine Beiträge bezahlt. Der stellvertretende CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende Katzer stellte dazu fest: „Lieblosigkeit ist die dürre Absage an künftige Verbesserungen für Entschädigung für Kriegs- und Kriegsfolgeschäden." Diese Frage müsse je nach den jeweiligen finanziellen Möglichkeiten offen bleiben und könne nicht mit dem Hinweis abgetan werden, für alle Zukunft werde über die vorhandenen gesetzlichen Verpflichtungen hinaus nichts mehr getan werden. **opr**

Geburtsort

Bonn — Staatssekretär Moersch hat in Beantwortung einer Anfrage ausdrücklich festgestellt, daß es hinsichtlich der Bezeichnung von Geburtsorten, die in den ehemaligen deutschen Ostgebieten liegen, eine deutsch-polnische Absprache gibt, der die innerdeutschen Vorschriften angepaßt sind. Wenn die polnische Botschaft in Köln-Marienburg die Visaerteilung an Deutsche, die vor 1945 in den Ostgebieten des Deutschen Reiches geboren sind, nicht nur die polnische Bezeichnung des Geburtsortes, sondern auch die des Heimatortes verlange, so werde dies von deutscher Seite gegenüber Polen „zur Sprache gebracht werden". Bei einem Fall, der inzwischen bekannt geworden sei, sei dies bereits geschehen. Eine Wiederholung sei in jüngster Zeit nicht feststellbar gewesen. mid

Übergangswohnheim

München — In einer Feierstunde eröffnete der Bayerische Staatssekretär Dr. Wilhelm Vorndran in Geretsried, Ortsteil Stein, ein neues Übergangswohnheim. In dem vor kurzem fertiggestellten Komplex können bis zu 300 Aussiedler untergebracht werden. Geretsried ist eine der Städte, die nach dem Krieg völlig neu von Vertriebenen errichtet wurden. **HFJ**

Recht im Alltag

Mieturteile in Stichworten

Das Begehen eines Weichfußbodens mit spitzen Metallabsätzen, die sofort ersichtliche Löcher im Fußboden zurücklassen, stellt keinen ordnungsmäßigen Gebrauch der Mietsache dar. Die Mieter einer Wohnung mit Weichholzfußboden müssen deshalb im Rahmen ihrer Obhutspflicht (§ 548 BGB) entweder verhindern, daß Pfennigabsätze in der Wohnung getragen werden oder dafür sorgen, daß die Schäden durch Teppiche und ähnliche Beläge vermieden werden (LG Mannheim — 12 S 9/72).

Hat der Vermieter nach dem Mietvertrag das Recht, im Falle einer Erhöhung des Brennstoffpreises die Höhe des Vorschusses neu festzusetzen, so darf er Kosten infolge des Heizungsmehrverbrauchs nicht sofort geltend machen, sondern erst nach Beendigung der Heizperiode im Wege der Schlußabrechnung (AG Köln — 153 S 148/71).

Krüger verzögerten das Stadtprivileg

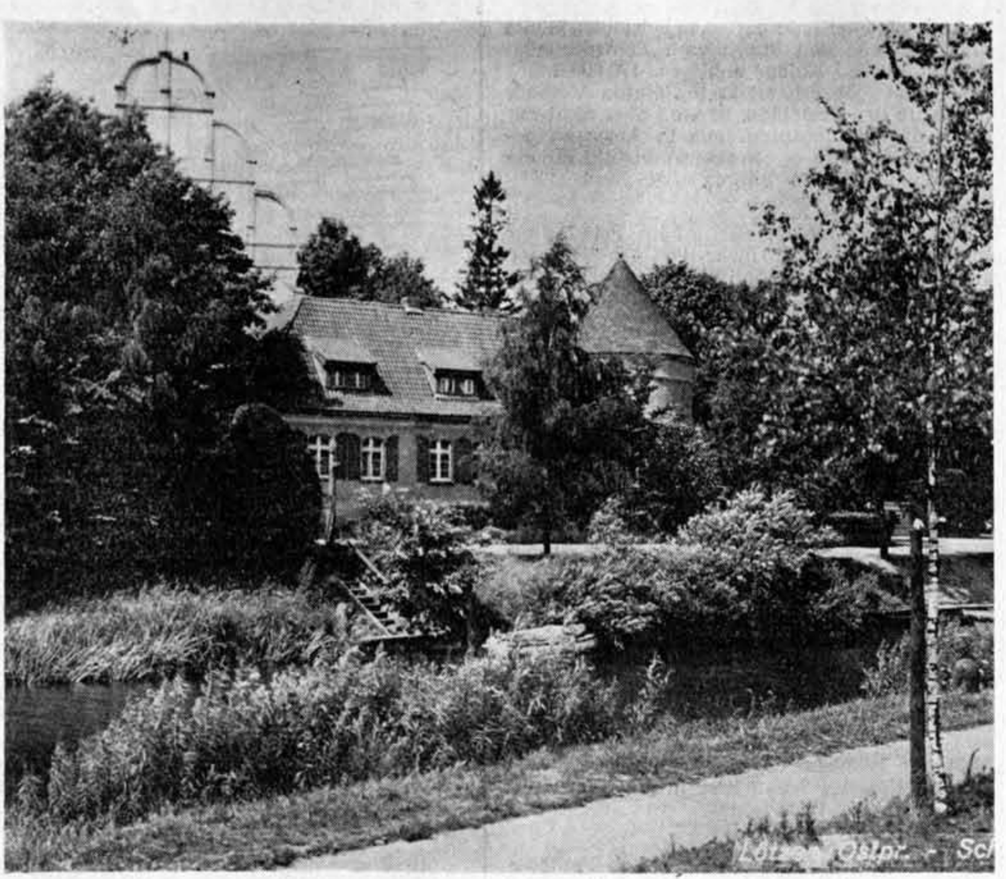
Es wurde mit vierzig Jahren Verspätung erteilt — Aus der Stadtgeschichte von Lötzen

Seit Christi Geburt saßen im Lycker und Treuburger Raum — wie auch weiter nach Osten und Norden zu — die wehrhaften Sudauer, im ständigen Kampf mit den Litauern und Polen. Westlich von der großen Seenkette Südostpreußens — bis hin zur Alle und nach Süden zu ursprünglich bis an den Narew — siedelte ein anderer Prußenstamm, die Galinder. Schon Ptolemäus bezeugt sie im Jahre 180 nach Christus.

Einen Teil der Bewohner stellten auch später diese alteingesessenen prußischen Stämme. An ihrer Nahtstelle liegt Lötzen. Das Gebiet um Lötzen hat eine lange Geschichte, von der die vielen „Schloßberge" die uralten Wallanlagen, die Wacht- und Zufluchtsburgen der Galinder erzählen könnten.

Zur Amtszeit des Hochmeisters Dietrich von Altenburg wurde 1335 im benachbarten Angerburg ein „Wildhaus" errichtet und ein paar Jahre danach das in Leczen, am Isthmus zwischen Mauer- und Löwentinsee. Wahrscheinlich hat die erste Leczenburg an der schmalsten Stelle der Landwege, an der Schönberger Brücke zum Taitasee gestanden, ein Blockhaus mit Wall und Palisadenschutz. Wie die benachbarten Wildhäuser, Resel, Johannspurk und Sehesten, wurde auch Leczen bei Heereszügen zerstört. Erst Ende des 14. Jahrhunderts ist — weiter ostwärts verlegt — ein gemauertes festes Haus in der Nähe des jetzigen Schiffahrtskanals entstanden. 1377 wurde Rhein am Rande der „Wildnis" von Rastenburg aus gegründet, und auch in Lötzen hat bereits um 1400 ein dreiflügeliges Schloß gestanden.

Die Touristen, die heute in dem gebliebenen Teil des alten Schlosses — jetzt als Hotel hergerichtet — ihr Nachtquartier finden, werden sich dessen nicht bewußt sein, daß hier ein paar hundert Jahre nur eine einzige Gastkammer vorgesehen war, dagegen wohl noch eine Pulver- und eine Harnischkammer, ein Söller und eine Kapelle, ein Backhaus, ein Brauhaus und eine Mühle. Ein Fluß, der vom Löwentinsee über den Woysaksee zum Kissainsee ging, schuf die Möglichkeit eines breiten Wassergrabens um diese Sperrfeste. Westlich von Boyen wird 1387 Groß-Stürlack die erste



Das Schloß in Lötzen

Dorfsiedlung im Kreise. Vom Ordenspflegeramt Lötzen aus folgt dann 1391/93 Mertenheim, 1407 Dillen (Kl.-Stürlack), 1436 Steindamerau (Kamionken/Steintal) und 1440 Sperligns (Grzybowen/Birkensee) am Deyguhnsee. Indessen hatten bereits die Pfleger bzw. Komture von Rhein einem ganzen Dutzend von Siedlungen die Handfeste erteilt.

Im Schutze der Burg Lötzen ist nicht gleich zu Anfang eine Stadt gegründet worden, wie es in Gilgenburg, Johannisburg und Passenheim sehr früh geschah. Es lag kein Anlaß dazu vor; denn der Süden des Kreises war noch eine schwer zu durchdringende Wildnis mit dichtem Wald. Aber es entstand ein Dorf mit 60 Hufen und bekam den Namen Neuendorf.

Bis auf unsere Tage hieß die Neuendorfer Straße das „Dörfchen". Der Dorfschulze (mit 6 ha) übte auch die niedere Gerichtsbarkeit aus. Die anderen Bauern hatten zu Martini 1/4 Mark pro Hufe und das „Pflugkorn" abzuliefern. Vierzehn Tage im Jahr waren die Dorfbewohner dem Ordenshaus Lötzen zu Scharwerk verpflichtet, entweder zu Bauarbeiten in der Burg oder zu landwirtschaftlicher Arbeit auf dem Vorwerk Althof (späterer Turnierplatz, dann Pionierkasernement und Siedlung). Die Fischerei „für den eigenen Tisch" war gestattet. Für eine Tonne Beutner- oder Gartenhonig, etwa 96 l, bekamen sie vom Ordenspfleger $3^1/_2$ gute Mark. Von jedem Großwild war das rechte Schulterstück dem „Hause" abzuliefern. Bär, Auerochse, Elch, Rothirsch, Wildpferd, Wolf, Luchs, Fuchs, Marder, Biber waren bei diesen Festsetzungen erwähnt.

1513 werden drei Krüge in Neuendorf vermerkt und drei Krüger namentlich. Dazu kam die Berechtigung zum Handel, zu „Hökerwerk, zu Speise und Trank gehörig". 1513 mögen 150 Menschen im Ort gewohnt haben. 16 Zinsbauern, 6 Beutner oder Gärtner, drei Krüger, ein Pfarrer und ein paar Landlose. Mit der Zeit entstanden mehr Krüge. Das Bedürfnis dazu erklärt sich aus der günstigen Verkehrslage des Ortes. Das „Dörfchen" selbst lag etwas abseits, aber über den großen Platz (Markt) führte der Durchgangsverkehr nach Lyck. Die Kirche war bereits an diesem Platz gebaut. Hier baute man später auch neue Krüge. An dem Platz rasteten die „Fernfahrer", die Wagen spannten hier aus, die Viehtreiber, die aus Masovien oder Podolien kamen, wollten hier übernachten. Ferner gehörten bald 23 Ortschaften zum Kirchspiel, viel Volk strömte hier zusammen.

So wurde Neuendorf an den Rand gedrängt, und Lötzen wuchs als reine Straßensiedlung (vom Friedhof bis zum späteren Café Hindenburg). Der westliche Teil der Königsberger Straße blieb die „Schloßfreiheit". Mit der Zeit mehrten sich die Gärtner, die außer ihrem Garten nur eine „Haide" hatten. Sie siedelten nun zwischen den Krügern am Platz. Später nannte man sie Plätzner oder Bündner. Sie wurden Handwerker und bedienten die Marktleute. So entstand der Flecken Lötzen. Die Neuendorfer haben sich diesem Wandel angeschlossen. Sie zogen selbst in das neue Zentrum. Sie wurden von den Neuen ausgekauft, und nur noch ein Rest der alten Bevölkerung wohnte auf 13 Scharwerkshufen im Dörfchen. Die Lötzener lösten die alten Scharwerkspflichten dem Ordenshause gegenüber ab und zahlten lieber einen höheren Zins. 1598 ist schon von den „ehrbaren und geachteten Ratsherren" die Rede, obwohl noch keine offizielle Bestätigung als Stadt von der Regierung vorlag. Aber die Trennung von Neuendorf ist perfekt, und der Schulze von Neuendorf erscheint bei dem Schulzen von Lötzen als Verschreibungszeuge.

1585 beschweren sich die Rastenburger über die nicht privilegierten Jahrmärkte in Lötzen. Dennoch bleiben die Lötzener Märkte mit stillschweigender Duldung. Dagegen erfahren die Gewerke, die sich gebildet hatten, eine landesherrliche Bestätigung durch Genehmigung der Zunftrollen.

In drei aufeinanderfolgenden Jahren war Goldap, Insterburg und Angerburg das Stadtrecht verliehen worden. Lötzen war eigentlich 1572 auch dran. Aber die drei privilegierten Krüger wehrten sich, das Monopol der Braugerechtigkeit abzugeben. Nach Stadtrecht durfte jeder, der auf einem ganzen Erbe saß, das Brau- und Schankrecht haben. Vierzig Jahre konnten es die drei verhindern. Dann war es soweit, daß die 35 Vollhufner gleichberechtigt Mälzenbräuer und „Großbürger" wurden. Die „Büdner" freilich blieben mit minderen Rechten die „Kleinbürger" — wie auch in den anderen ostpreußischen Städten jener Zeit.

Das Dörflein wurde eine städtische Gasse, und Lötzen bekam am 26. Mai 1612 das Stadtprivileg. Es ist vom Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, dem Vormund des unmündig gewordenen Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, unterschrieben. Wie Helmuth Meye 1934 in der Heimatkundlichen Beilage zur Lötzener Zeitung einmal klarstellte, hatte man einen älteren Entwurf von 1571 gefunden, der jedoch zu dieser Zeit nicht gültig geworden ist. Es war eine Abschrift der Angerburger Stadturkunde von 1571, auf Lötzen zugeschnitten, und 1612 als Vorlage benutzt. Das Lötzener Wappen zeigte damals eine große Bresse senkrecht in der Mitte und zwei kleinere zu beiden Seiten.

So ist das Städtchen aus kleinen Anfängen heraus in 332 Jahren eine ansehnliche Stadt geworden, bis man alle Bürger vertrieb und ins Elend stürzte. Die Stadt ist heute eine andere geworden — trotz der langen Reihe von deutschen Generationen, deren sterbliche Reste dort in die Erde gekommen sind. Geblieben ist die einzigartige Lage zwischen Wasser und Wald. Ein alter Chronist hat einmal das Land am Löwentinsee eine wasserreiche, lustige, von vielen Wildpret gesegnete Gegend" genannt. Zwanzig Generationen haben das Städtchen zu einer Perle Ostpreußens werden lassen und die Umgebung zu einem hervorragenden Kulturland.

Kurt Gerber

... mit der Post zurück

Ernste und heitere Begebenheiten aus dem Leben in Hohenstein

Justizrat Le Blanc war ein sehr angesehener Mann in Hohenstein. Schon vor dem Ersten Weltkrieg kam er als junger Anwalt ins Städtchen. Er war ein hervorragender Jurist, aber auch ein gütiger und hilfsbereiter Mensch, der sich des Vertrauens weiter Bevölkerungskreise erfreute. Der Stadtverwaltung war er immer ein bewährter Rechtsbeistand. An seinem 80. Geburtstag wurde ihm die Würde eines Stadtältesten verliehen.

In der schönen Umgebung der Stadt konnte man den rüstigen alten Herrn häufig auf seinen Wanderungen und im Winter auch als Schlittschuhläufer auf dem Eise des Mispelsees treffen.

Als er 85 Jahre alt war, wurde er plötzlich krank, fuhr nach Königsberg, um sich einer Operation zu unterziehen, und starb dort 1937. Er wurde eingeäschert, und die Urne wurde der Stadtverwaltung übersandt, die eine Gedächtnisfeier im Rathaussaal veranstaltete. Im Anschluß daran wurde die Urne in feierlichem Zuge unter Vorantritt der Stadtkapelle zum Friedhof überführt. Der alte Bürovorsteher des Justizrats, Klopottek, stolz in seiner Uniform als Feuerwehrhauptmann, trug die Urne. Superintendent Bury, die Mitglieder der städtischen Körperschaften und viele Freunde und Bekannte folgten dem Zuge. Und da höre ich noch heute, wie ein Stadtrat zum anderen sagte:

„Ja, ja, mit der Bahn fuhr er nach Königsberg, und mit der Post kam er wieder zurück."

*

Nach dem Ersten Weltkrieg machten sich in unserer Heimat auch auf dem Lande da und dort Spartakisten und Kommunisten bemerkbar. Vom Landratsamt erging deshalb eine Aufforderung an die Ortsvorsteher, zu berichten, ob und gegebenenfalls wieviel Kommunisten dort festgestellt worden sind.

Allgemein ging Fehlanzeige ein. Aus einem Ort an der ermländischen Grenze kam aber folgende Meldung: „Hier gibt es 7 Kommunisten; 4 Knaben und 3 Mädchen."

Daraufhin schrieb das Landratsamt: „Sie haben die Anfrage offensichtlich mißverstanden, es sind nicht Kommunikanten gemeint, sondern Kommunisten. Das sind Leute, die sich mit Politik beschäftigen, häufig in den Gaststätten anzutreffen sind, dort große Reden führen, Kritik an der Regierung üben und alles besser wissen wollen. Sehr arbeitsam sind sie in der Regel auch nicht."

Darauf antwortete der Ortsvorsteher ganz kurz: „Davon gibt es hier im Dorf nur drei. Das ist der Pfarrer, der Lehrer und der Gendarm."

*

Franz Bartlikowski war der letzte Sproß einer alten Hohensteiner Familie, der die Brauerei seit Generationen gehörte. Er hatte sich in der Welt umgesehen und kehrte nach dem Ersten Weltkrieg in die Heimat zurück, wo er mit dem ererbten Vermögen noch einige Jahre bequem zu leben hoffte. An allen Stammtischen war der kleine korpulente Mann gern gesehener Gast, weil er nicht kleinlich war und von seinen Erlebnissen in allen Teilen der Welt lebendig zu erzählen wußte.

Er war auch ein eifriger Jäger, obwohl er wohl kaum jemals etwas getroffen hat. Das lag vor allem an seinem schlechten Sehvermögen. Seine Mitjäger trieben oft Schabernack mit ihm und füllten ihm z. B. die Schrotpatronen mit Entenfedern, so daß er dann mit Genugtuung erzählen konnte, wie er den Wildenten eins aufgebrannt habe. Beim Skatspiel nach der Jagd war er einmal eingenickt. Die Mitspieler drehten das Licht aus, und mit gewaltigem Schlag donnerte einer eine Karte auf den Tisch und meldete Grand. Franz wachte auf, sah nichts und erklärte ruhig: „So, jetzt bin ich ganz blind."

In der Inflation zerrann das große Vermögen. Er brauchte dennoch keine Not zu leiden, weil alteingesessene Bürger für ihn eintraten und die Stadt ihn als Zählerableser beschäftigte, bis er in hohem Alter starb.

*

Auf drastische Weise wurde in früherer Zeit der Alkoholmißbrauch bekämpft. Als ich im Jahre 1930 das Bürgermeisteramt in Hohenstein übernahm, gab es noch eine Säuferliste. Wer öfter betrunken war und im Rausch seine Mitmenschen belästigte, kam auf die Säuferliste. Die Gaststättenbesitzer mußten diese Liste aushängen und durften den aufgeführten Personen keinen Alkohol ausschenken.

Eines Tage wurde vom zuständigen Polizeibeamten empfohlen, auch einen Herrn v. K. auf die Liste zu setzen, der die Gäste in den Lokalen immer umarmte und jedem ewige Freundschaft und Treue schwor, wenn er in Stimmung war. Und das kam sehr oft vor. Nun war v. K. zwar ein armer Schlucker, in früheren Zeiten aber mal Stadtverordneter gewesen und im nüchternen Zustand ein ganz umgänglicher Mensch. Er wurde deshalb zunächst einmal zu einem ernsthaften Gespräch vorgeladen. Auf entsprechende Vorhaltungen erwiderte er treuherzig: „Herr Bürgermeister, wenn ich einem in der Krone hab, dann bin ich einem sehr freundlicher Mensch. Das ist doch besser, als wenn ich mit Messer stech."

Da hatte er nun recht. Man konnte es deshalb bei einer Verwarnung belassen, für die er sich bedankte. Erst 1931 oder 1932 wurde die Säuferliste allgemein abgeschafft.

G. S.



Blick in die Lycker Straße in Lötzen

Fotos Archiv

Sorge für die Jungen und für die Alten

Schleswig-Holsteinische Gemeinde Süsel gibt ein Beispiel

15 Dörfer mit insgesamt 4500 Einwohnern, verteilt auf einen Raum von 90 Quadratkilometer, das ist die Gemeinde Süsel in Ostholstein. Sie liegt nicht weit von der Stadt Eutin entfernt, also im Bereich der reizvollen holsteinischen Seenplatte, und in ihr haben zahlreiche Vertriebene eine neue Heimat gefunden, vor allem Ostpreußen und Pommern.

Die jungen und die alten Bürger haben hier mehr vom Leben als in allen vergleichbaren Landgemeinden in der Bundesrepublik. Darum besuchten wir Süsel.

Bürgermeister Günther Jansen, jung, unternehmungslustig und erst seit gut drei Jahren im Amt, hat es fertiggebracht, die gesamte Jugend der weitläufigen Gemeinde in einem geschlossenen Bildungsprogramm zu erfassen. Im „Modell Süsel" haben nicht die Pädagogen eine neue Unterrichtsmethode ausgeklügelt, sondern eine tatkräftige Gemeindeverwaltung hat die typisch ländlichen Schwierigkeiten gemeistert, die ein umfassendes Bildungsangebot und auch eine konzentrierte Sozialarbeit behindern.

Anstelle der früher vorhandenen sieben Dorfschulen gibt es jetzt eine moderne Zentralschule mit 18 Klassen und 500 Schülern. Sie kann den Lehrstoff natürlich wesentlich besser vermitteln als eine kleine Dorfschule, und die Gemeinde hat erhebliche Mittel in die Ausstattung der Sonderunterrichtsräume für Physik, Chemie, Biologie gesteckt und durch die Anschaffung von Geräten die Teilnahme am Fernsehunterricht in bestimmten Fächern ermöglicht. Sie engagiert und bezahlt auch Eltern, die in den Freistunden die Aufsicht übernehmen, denn es sind für die 18 Klassen nur 17 Lehrer vorhanden. Dennoch fällt kein Unterricht aus, aber die Aufstellung des neuen Stundenplans kostet den Rektor und seine Mitarbeiter jedesmal ein paar Tage intensiver Arbeit.

Nun — eine Zentralschule für eine ländliche Gegend ist nichts Neues, die gibt es an vielen Stellen. Dagegen ist ein Vorschulunterricht auf dem Lande eine absolute Ausnahmeerscheinung. Er ist ja noch nicht einmal in den Städten allgemein üblich, außerdem ist die Teilnahme freiwillig, denn er gehört nicht zur Schulpflicht. Jansen hat vier Vorschulklassen eingerichtet, die in zwei Dörfern liegen, und es ist ihm gelungen, die gesamte Generation der Fünfjährigen bis auf das letzte Kind in diese Klassen zu bekommen. Sicher gibt es auch in Schleswig-Holstein ganz hübsch eigensinnige Bauern und Landarbeiter. Daß alle, die ein fünfjähriges Kind haben, bereit sind, es in die Vorschule zu schicken, spricht ebenso für ihre Aufgeschlossenheit gegenüber Bildungsfragen, wie für das Geschick, mit dem Bürgermeister Jansen sie zu gewinnen wußte.

In der Vorschule geht es nicht darum, daß die Kinder schon schreiben und rechnen lernen. An erster Stelle steht die soziale Erziehung, die Gewöhnung an die Gemeinschaft, denn viele Kinder haben ziemlich isoliert gelebt, viele verfügen nur über einen geringen Sprachschatz. Die gezielte Spracherziehung ist auch von Bedeutung als Vorbereitung auf die richtige Schule.

Aber auch das ist Jansen noch nicht genug. Er hat einen zentralen Kindergarten gebaut, der nicht einfach eine Gelegenheit zum „Aufbewahren" der Kinder ist, sondern in ihn kommen nun wieder die Vierjährigen, er wirkt somit als Vorbereitung auf die Vorschule. Kindergarten auf dem Land — wo gibt's denn das? Wird mancher fragen. Aber wo — damit kommen wir zur nächsten Etappe — gibt es Kinderspielplätze auf dem Dorf? Auf Dorfstraßen, Höfen, Wiesen haben die Kinder genug Spielmöglichkeiten. Dennoch baute die Gemeinde Süsel 20 Spiel- und Bolzplätze in den 15 Dörfern. Sie werden eifrig genutzt, und auch sie gehören zur Vorbereitung auf das Leben in der Gemeinschaft, das Rücksicht auf den Anderen, Teilen mit dem Anderen verlangt.

Allen jungen Süseler Bürgern möglichst gleiche Chancen für ihren weiteren Lebensweg zu vermitteln, das ist die Grundidee des Ganzen. Und diese Vorsorge setzt sich fort, auch wenn die Schulpflicht vorbei ist. Auf die 16- bis 19jährigen warten Einrichtungen und Veranstaltungen, die sowohl der gemeinsamen Unterhaltung, als auch der aktuellen Information, d. h. der Bildung dienen und erstaunlich große Beteiligung finden.

Die Fahrzeuge, die man am häufigsten auf den Straßen zwischen den 15 Dörfern trifft, sind große und kleine Busse, die im Auftrag der Gemeinde fahren. Bürgermeister Jansen ist erfolgreicher Spediteur geworden. Von den 500 Schülern der Zentralschule müssen 370 täglich von den anderen Dörfern nach Süsel und wieder zurückgefahren werden. Ein Teil fängt um acht Uhr an, der andere eine Stunde später, ebenso versetzt geht mittags der Rücktransport vor sich. Auch darauf muß der Stundenplan Rücksicht nehmen.

Um die Kinder zu den Vorschulklassen bringen zu können, schaffte die Gemeinde zwei Kleinbusse an. Zu einer Klasse, die 22 Kinder hat, werden zunächst 11 gebracht, die einen Gruppenunterricht bekommen. Dann treffen die nächsten 11 ein, und eine Zeitlang erfolgt der Unterricht in der vollständigen Klassengemeinschaft. Nun werden die ersten 11 abgeholt und die später gekommenen kriegen eine Weile Gruppenunterricht, bis auch sie in ihr Heimatdorf gefahren werden.

Auch um den Kindergarten zu betreiben, mußte die Gemeinde den Eltern eine Transportmöglichkeit für die Kinder anbieten. 170 000 Mark zahlt Süsel jährlich allein für diesen Verkehr innerhalb der Gemeinde. Er wird aber nicht nur durch das Bildungsprogramm in Anspruch genommen, sondern er ist ebenso wichtig für die Betreuung der alten Bürger.

Die Einsamkeit ist der größte Feind alter Menschen, die nicht mehr im Arbeitsprozeß stehen. In der Unpersönlichkeit des städtischen Lebens fühlen sie sich ausgeschlossen, im ländlichen Wohnen mehr oder minder eingeschlossen, es kommt beides auf dasselbe heraus.

Der Bürgermeister von Süsel ist der Meinung, daß diese Menschen ein Recht auf vernünftige Betreuung haben, denn sie haben ein Leben lang geschafft und dabei nicht nur für sich, sondern auch für die Gemeinde gearbeitet. Schön, solchen Worten wird kein Bürgermeister, wird kein Gemeindevorsteher widersprechen. Es fragt sich nur, welche Konsequenzen aus derlei Binsenwahrheit gezogen werden. In Süsel hat man für die alten Bürger Programme entwickelt, die sie aus ihrer Isolierung herausführen. Die Veranstaltungen für sie sind glänzend besucht. Man macht mit ihnen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Man bringt sie zu Theateraufführungen — und nicht wenige kommen auf diese Weise zum ersten Male ins Theater. Und es ist gelungen, sie so zu aktivieren, daß sie nicht nur Wünsche äußern, sondern selbst die Organisation der Programme in die Hand nehmen.

Die Gemeinde kaufte alten Leuten Fernsehgeräte, sie richtete Telefonanschlüsse für solche ein, die im Notfall darauf angewiesen sind, telefonisch einen Arzt anzufordern. Sie liefert solchen, die nicht selbst kochen können, ein warmes Essen ins Haus, läßt sie von einer Gemeindeschwester betreuen und kümmert sich auch um einen guten Platz in einem Altersheim, wenn es nicht mehr anders geht. Ein solcher Platz wird zunächst von der Gemeinde gründlich geprüft, um sicherzustellen, daß die alten Bürger den Rest ihres Lebens in einer für sie annehmbaren und würdigen Weise verbringen.

Viele Menschen, die von Süsel — vor allem von dem Bildungsprogramm — hörten, darunter auch Verwaltungsleute aus dem kommunalen Bereich, haben gefragt: Wie macht ihr das, wie bezahlt ihr das? Bürgermeister Jansen kann es leicht belegen. Süsel ist — das muß festgestellt werden — keine reiche Gemeinde, sie liegt mit ihrem Einkommen unter dem Durchschnitt, und ihre Verschuldung ist mit 8,5 Prozent normal. Sie hat aber — und das ist ein Vorteil gegenüber vergleichbaren Gemeinden — einen äußerst geringen Aufwand an Verwaltungskosten. Die gesamte Verwaltungsarbeit wird praktisch von sieben hauptamtlichen Kräften geleistet, die allerdings persönlich engagiert sind, die ein gutes Team bilden und die auch Überstunden selbstverständlich in Kauf nehmen.

Im übrigen kommt es darauf an, wie man die vorhandenen Mittel einsetzt. Manche Dinge spielen im Grunde, wenn man es einmal nachrechnet, überhaupt keine große Rolle. Dazu gehören die Fernseher oder die Telefonanschlüsse für alte Leute. Viele der Sozialausgaben teilen sich auf zwischen der Gemeinde und dem Kreis. Ein Ausflug mit 300 alten Bürgern, der 3000 Mark kostet, belastet die Gemeinde nur mit 1500 Mark. Diese Beteiligung des Landkreises bzw. auch des Landes ist aber im ganzen Bundesgebiet gleich. Überall könnten also Landgemeinden im gleichen Rahmen Gleiches leisten.

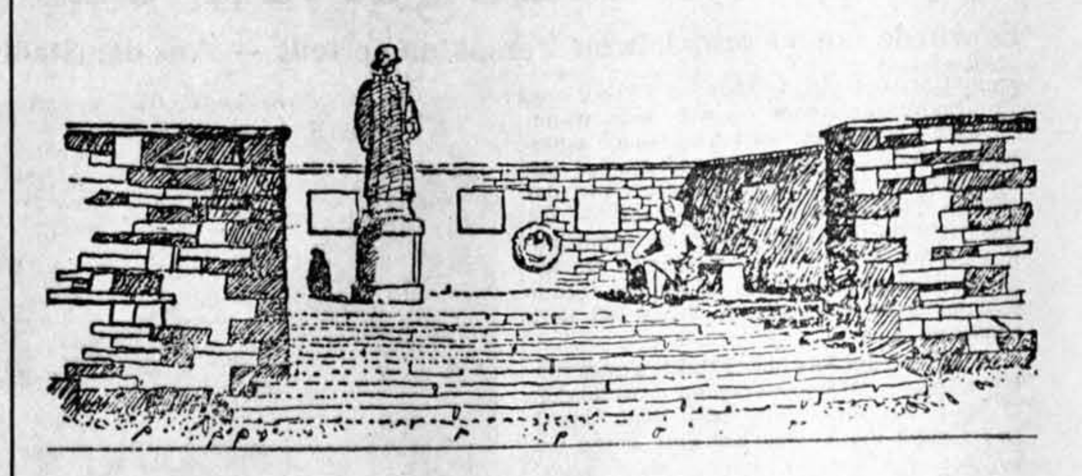
Jansen sagt, daß all diese Dinge, wenn man sie in Vergleich zum gesamten Haushalt setzt, nur freundliche Initiativen sind und der Beweis, daß man sich um ältere Bürger kümmert.

Von den erwähnten 170 000 Mark Fahrkosten entfallen 150 000 Mark auf Schule und Vorschule, nur 20 000 Mark kosten die „Fuhrunternehmen" für die alten Leute und die Jugendlichen nach der Schulentlassung. Das Bildungsprogramm — vom Kindergarten über die Vorschule bis zur Zentralschule — verschlingt das meiste. Für seine laufende Finanzierung gibt die Gemeinde 45 Prozent ihres gesamten Etats aus. Das ist der Punkt, an dem sich entscheidet, wie man sein Geld anlegen will, der Punkt, an dem viele Bürgermeister und Gemeinderäte nicht so entschieden handeln können, wie die Leute von Süsel.

Zu allem kommt, daß die Gemeinde mitten in einem interessanten Entwicklungsprogramm für Industrieansiedlung und Schaffung neuer Arbeitsplätze steckt, das durch die verkehrsgünstige Lage gefördert wird. Die geplanten Erholungszentren sind wiederum stark sozial orientiert. Dort werden vornehmlich Ferienhäuser entstehen, die von caritativ orientierten Organisationen übernommen werden, um den Angehörigen dieser Verbände Erholung zu bieten.

Markus Joachim Tidick

Ehrung der ostpreußischen Gefallenen



Zum 21. Male seit 1953 sollen im Göttinger Rosengarten an dem Ehrenmal, dem Standbild des unbekannten Soldaten mit den Tafeln der ostpreußischen und niedersächsischen Divisionen, am Sonntag, 1. September, um 11 Uhr in einer Gedenkstunde unsere Gefallenen und Toten geehrt werden. Es wird wie immer eine Stunde tiefer Dankbarkeit sein, als deren äußeres Zeichen die Tafeln in dem Geviert aus rotem Sandstein mit Blumen geschmückt und der Innenraum mit den zahlreichen Kranzspenden unserer ostpreußischen Vereinigungen gefüllt werden.

Unsere ostpreußischen Landsleute aus allen Teilen der Bundesrepublik aber werden wieder Gelegenheit haben, die eindrucksvollste Ausschmückung selbst vorzunehmen, indem sie durch die Gruppe Göttingen Tausende von Blumensträußen in großen Blumenfeldern vor dem Ehrenmal ausbreiten lassen. Jeder Strauß wird auf einer weißen Schleife den Namen eines Toten tragen. Jede ostpreußische Familie kann ab sofort für tote Verwandte, Freunde oder Nachbarn oder auch für unbekannte Soldaten bei der Gruppe Göttingen Blumensträuße bestellen. Die Bänder werden von freiwilligen Helfern mit den aufgegebenen Namen beschriftet. Jeder Strauß mit handgeschriebener Schleife kostet 3,— (drei) DM.

Der Beitrag ist zusammen mit der zu vermerkenden Bestellung auf einer Zahlkarte an die LANDSMANNSCHAFT OSTPREUSSEN Gruppe Göttingen Stadt und Land e. V., 34 Göttingen, Reinhäuser Landstraße 150, Konto-Nr. 878 18-300, Postscheckamt Hannover, zu überweisen oder auch auf- das Konto Nr. 464 17 bei der Kreissparkasse Göttingen unter genauer Angabe des Verwendungszwecks einzuzahlen.

An dieser ostpreußischen Totenehrung beteiligt sich wie alljährlich die Garnison Göttingen mit der Bereitstellung eines Ehrenzuges und eines Doppelpostens am Denkmal. Musikalische Umrahmung erfolgt durch das Heeresmusikkorps 2 (Kassel).

Je ein katholischer und evangelischer Geistlicher werden die Andachten halten, die Totenehrung vollzieht der ehemalige Direktor des Gymnasiums Bartenstein, Oberstudiendirektor a. D. Dr. Hugo Novak.

An der Kranzniederlegung beteiligen sich auch wieder französische und belgische Gäste, die im Zweiten Weltkrieg in Ostpreußen als Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz standen.

Soldatische Traditionsverbände aus allen Teilen der Bundesrepublik entsenden ihre Abordnungen zur Kranzniederlegung.

Die Kriminalpolizei warnt:

Katastrophen durch Kinderhand

Hubschrauber zur Landung gezwungen — Die Eltern haften

Wiesbaden — Katastrophen werden nicht nur durch Naturereignisse ausgelöst. In manchen Fällen ist auch Verbrecherhand im Spiele. Häufiger aber werden sie von Kindern verursacht, die gar keine Vorstellung davon haben, was sie durch einen dummen Streich anrichten können.

Da möchte man einmal sehen, welche Kraft ein Eisenbahnzug entwickelt — ein paar Steine auf den Schienen dienen dazu als Versuchsobjekt. Oder es wird gar eine Weiche durch Steine blockiert.

Manchmal geht es gut. Aber dann kommt es doch einmal zur Katastrophe. Millionenschäden werden angerichtet. Es gibt womöglich Tote und Verletzte. Und das alles nur als Folge kindlichen, unbedachten Spielens. Hier ein Beispiel:

Weil spielende Kinder auf einer Länge von sechs Metern die Gleise mit Schottersteinen belegt hatten, entgleiste ein Triebwagen der Bundesbahn mit Anhänger, wodurch 14 Menschen schwer verletzt wurden. Der Sachschaden war erheblich.

Besondere Freude haben Kinder am Entzünden eines Feuers. Aber sie haben keinen Überblick darüber, wann dies ungefährlich ist und wann es eine Brandkatastrophe geben kann. Auch hier kommt es oft zu überaus großen Sachschäden und manchmal zu schwerwiegenden Folgen für Menschen. Auch hier ein Beispiel:

Weil sie in einem Stadel mit Streichhölzern zündelten, verbrannten vier Kinder bei lebendigem Leib. Ihnen war der Fluchtweg versperrt . . .

Die Haftpflicht- und Feuerversicherungen müssen mit erheblichen Beträgen, die aus den Beiträgen der Versicherten stammen, die entstandenen Schäden decken. Wenn die rechtlichen Grundlagen dafür gegeben sind, greifen sie auf die Eltern und die kindlichen Verursacher zurück, die dann oft auf viele Jahre hinaus mit diesen Forderungen belastet sind.

Auch wenn nur ein Einzelner von den Folgen solch kindlicher Spiele betroffen ist, kann dies für ihn eine Katastrophe darstellen.

Ein weiteres Beispiel mit unvorhergesehenen Folgen:

Weil ein Bub seinen Drachen 150 m hoch steigen ließ, verfing sich der Heckrotor eines Hubschraubers in der Schnur, der Hubschrauber mußte notlanden. Für den am Hubschrauber entstandenen Sachschaden von rund 10 000,— DM müssen die Eltern aufkommen. Die Luftverkehrsordnung besagt nämlich, daß man Drachen nicht mehr als 100 m steigen lassen darf.

Waffen in Kinderhand, Spiele mit Pfeil und Bogen oder mit Steinschleudern und dergleichen mehr haben schon manchem Spielkameraden oder zufällig in der Nähe weilenden Menschen das Augenlicht oder gar das Leben gekostet.

KATASTROPHEN
.. ausgelöst durch Kinderhand.
Millionenschäden.
Verletzte. Tote.
Eltern haften!
Erklären Sie Ihrem Kind, was passieren kann!

Mit Verboten allein ist die Gefahr noch nicht abgewendet. Erklären Sie Ihren Kindern und Enkelkindern, warum solche Spiele und Streiche gefährlich sind und was daraus für Unheil entstehen kann. Achten Sie darauf, daß Ihre Kinder nicht mit Gegenständen hantieren können, die Katastrophen auszulösen vermögen, und beaufsichtigen Sie sie, wenn Sie meinen, ihnen die Freude am Sport und Spiel mit Pfeil und Bogen oder dergleichen nicht versagen zu dürfen. Denn: Katastrophen, ausgelöst von Kindern, können Millionenwerte vernichten und viel Leid über Opfer und „Täter" bringen. L. K.

Dem Westen näher als dem Osten . . .

. . . hieß ein Beitrag über die Verletzung des Selbstbestimmungsrecht der baltischen Staaten durch die Sowjetunion, den wir in den Folgen 26 und 27 veröffentlichten. Dieser Artikel hat bei vielen Lesern großes Interesse gefunden, so daß wir nachträglich den Verfasser noch einmal vorstellen möchten: Dr. Albert Gerutis ist Legationsrat im diplomatischen Dienst der litauischen Exilregierung, die von einer Reihe von Staaten anerkannt ist. Zu seinen besonderen Aufgaben gehört die inoffizielle Wahrnehmung der litauischen Interessen in der Bundesrepublik Deutschland. Dr. Gerutis ist außerdem publizistisch tätig. Er veröffentlichte mehrere Studien über die Nationalitäten- und Russifizierungspolitik der Sowjetunion, und unter seiner Redaktion erschien in den USA (schon in dritter Auflage) in englischer Sprache der umfangreiche Band „700 Jahre Litauen". In diesem Sommer organisiert er in der Schweiz die 21. Litauische Studienwoche, an der Litauer aus ganz Westeuropa, den USA und Kanada teilnehmen.

„Große Verdienste um seine Landsleute erworben"

Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens würdigten den verstorbenen Sprecher der Ostpreußen

Zum Tode des Sprechers der Ostpreußen, Joachim Freiherr von Braun, sind dem Bundesvorstand und der Bundesgeschäftsführung der Landsmannschaft Ostpreußen Beileidsbezeugungen in großem Umfang zugegangen. Die nachstehende kurze Auswahl an Zitaten möge zeigen, welchen hohen Ansehens und welcher menschlichen Wertschätzung sich Freiherr von Braun über den ostpreußischen Rahmen hinaus erfreute.

Zum Ableben Ihres Sprechers Joachim Freiherr von Braun übermittle ich der Landsmannschaft Ostpreußen mein aufrichtiges Beileid. Der Verstorbene hat sich in stets unermüdlicher aufopferungsvoller Arbeit große Verdienste um seine vertriebenen Landsleute erworben.

Prof. Dr. Meihofer, Bundesminister des Inneren

Zu dem schweren Verlust, der Ihre Landsmannschaft getroffen hat, spreche ich Ihnen meine herzliche Anteilnahme aus.

Dr. Hans Filbinger, Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg

Ich kannte den Verstorbenen aus vielen Begegnungen und schätzte ihn wegen der Klarheit seines Standpunktes, der Zähigkeit in seinen Bemühungen und der gleichzeitig menschlichen Art, in der er seinen Auftrag vertrat.

Kai-Uwe von Hassel,
Vizepräsident des Deutschen Bundestages

Zum Verlust dieses profilierten Mitglieds Ihrer Landsmannschaft, das jederzeit überzeugend für sein Vaterland eingetreten ist, möchte ich Ihnen mein Beileid aussprechen.

Dr. Fritz Pirkl, Bayrischer Staatsminister

Der Verstorbene hat sich stets mit großem Engagement für die Wahrung und Pflege des ostdeutschen Kulturerbes eingesetzt, wobei er sich besonders seiner ostpreußischen Heimat verbunden fühlte. Seine beispielhafte Initiative und unermüdliche Tatkraft, die er als Sprecher Ihrer Landsmannschaft bewiesen hat, verdienen besondere Anerkennung.

Dr. Riege,
Nieders. Minister für Bundesangelegenheiten

Ich war ihm durch viele Jahre verbunden und habe immer sein Wissen, seine Klugheit, sein Augenmaß und seine Vaterlandsliebe zu schätzen gewußt.

Johann Baptist Gradl, Bundesminister a. D.

Ich werde dem Verstorbenen, mit dem mich allzeit eine gute Zusammenarbeit zum Wohle unseres ganzen deutschen Vaterlandes verbunden hat, ein ehrendes Gedenken bewahren.

Heinrich Hellwege, Ministerpräsident a. D.

Mit Joachim von Braun verlieren wir Ostdeutschen einen unserer eindrucksvollsten, konsequentesten und klarsten Sprecher. Es wird nicht leicht sein, ihn zu ersetzen. Wir alle schulden ihm Dank

Heinrich Windelen MdB, Bundesminister a. D.

Er war eine Persönlichkeit, die Aufmerksamkeit erregte und beanspruchte, beispielgebend für alle ostdeutschen Landsmannschaften, dabei liebenswürdig und persönlich bescheiden. Ich war stolz mit Ihnen auf unseren Vertreter, den als Bundestagsabgeordnete in drei Legislaturperioden persönlich zu kennen für mich eine Ehre war. Maria Jacobi

Möge der künftige Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen die Gabe haben, die Sache der Ostpreußen in Verantwortung für Volk und Vaterland in der Haltung und mit der Kraft zu vertreten, die den verstorbenen Sprecher ausgezeichnet hat.

Ministerialrat Dr. Walsdorff, Staatskanzlei Kiel

Herr von Braun hat in vorbildlicher, gänzlich uneigennütziger Weise seine Kraft viele Jahre hindurch für seine ostdeutschen Schicksalsgenossen eingesetzt, neben der Landsmannschaft vor allem auch im Göttinger Arbeitskreis. Wir werden seiner weiter in Dankbarkeit gedenken.

Dr. Ziemer, Lastenausgleichsbank

Wir alle haben Herrn von Braun so sehr geschätzt, weil er aus einer tief innersten Überzeugung die ethischen Grundlagen vertrat und aus einer tief christlichen Lebensauffassung auch Würde und Recht der Menschen, besonders der heimatvertriebenen Menschen, zu vertreten verstand.

Heinrich Maria Janssen, Bischof von Hildesheim

Gottes Güte möge dem Verstorbenen alles vergelten, was er für die ihm anvertrauten Menschen getan hat.

Heinrich Tenhumberg, Bischof von Münster

Durch den Tod ihres Sprechers hat die Landsmannschaft Ostpreußen einen schweren Verlust erlitten, an dem ich innigen Anteil nehme. Ich habe diesem aufrechten, an seinen Zielen in schwerer Zeit unentwegt festhaltenden Menschen schwerer Zeit unentwegt festhaltenden Mann stets meine Wertschätzung erwiesen.

Johannes v. Rudloff, Weihbischof, Hamburg

Möge der Herr ihm ein reicher Lohner sein für alle Dienste an seinen Landsleuten. Wir werden des Heimgegangenen im Gebet gedenken.

Pfarrer J. Schwalbe
für den Apostolischen Visitator der Ermländer

In den Jahren, in denen ich als Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland tätig war, bin ich ihm öfter begegnet und habe ihn als einen redlichen, unbeugsamen und dennoch sprechbereiten Vertreter ihrer Gedanken und Interessen kennengelernt. Ich möchte ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Landesbischof D. Dietzfelbinger, München

Der Dank an Gott, der Ihnen einen Sprecher gab, und der Dank an Joachim Freiherrn von Braun will sicher am besten seinen Ausdruck darin finden, daß die Landsmannschaft sich weiterhin darum bemüht, ihren Angehörigen dort Heimat zu vermitteln, wo sie nun ihren Wohnsitz gefunden haben, und diese Heimat zugleich verstehen zu lehren als einen Hinweis auf eine ewige Heimat, die Gott den Menschen zugesagt hat.

Dr. Friedrich Hübner,
Ev.-luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins

Gottes Friede sei mit dem Heimgegangenen! Freiherrn von Braun ist viel zu danken. Die Erinnerung an Begegnungen und Gespräche mit ihm ist wach.

Kruska,
Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen

Freiherr von Braun war immer ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Er war ein Kämpfer, der sich seiner Herkunft und Heimat immer bewußt gewesen ist. Dr. Gerhard Gülzow, Lübeck

Zum Heimgang des hochverehrten Freiherrn von Braun spreche ich Ihnen mein aufrichtiges Beileid aus. In treuer Verbundenheit

Louis Ferdinand Prinz von Preußen

Mit Ihnen zusammen trauere ich um einen Mann, der gradlinig in schwerster Zeit zu seinen Grundsätzen stand und dem angestammten Heimatland die Treue gehalten hat. Möge sein Geist in der Landsmannschaft weiterleben und die Ziele, denen er durch Jahrzehnte gedient hat, durch erhöhte Tätigkeit erreicht werden.

Otto von Habsburg

Freiherr von Braun war ein aufrechter deutscher Patriot, der sich mit ganzer Leidenschaft für die nationale Aufgabe des deutschen Volkes einsetzte. Er war ein würdiger Vertreter Ostpreußens und wird im Gedenken auch anderer deutscher Volksstämme als charakterstarker und der deutschen Tradition bewußter Mann fortleben.

Botschafter a. D. Dr. Hans Berger

Freiherr von Braun hat sich in vielfältiger Weise, so auch in seiner jahrzehntelangen Tätigkeit für den Göttinger Arbeitskreis, hohe Verdienste um Kultur und Wissenschaft des Ostens erworben. Ich war von seiner Persönlichkeit tief beeindruckt.

Dr. Schremmer, Künstlergilde Eßlingen

Wir wsisen, was der Verstorbene für Ihren Verband und letztlich für uns alle geleistet hat. Mit großem Respekt haben wir seinen Einsatz für Freiheit und Recht in unserem Lande und seinen Idealismus beobachtet. Der Deutsche Marinebund trauert mit Ihnen.

Fregattenkapitän d. R. Rohlfing,
Präsident des DMB

Anläßlich des unerwarteten Ablebens des Sprechers Ihrer Landsmannschaft und unseres hochverehrten Freundes drücke ich unsere tiefste Trauer aus.

Elmar Reisenberg, Interessenvertreter der Esten in der Bundesrepublik Deutschland

Freiherr von Braun hat uns immer sehr beeindruckt. Man spürte, daß er glaubte und dachte, was er sprach. Seiner Heimat Ostpreußen und Deutschland zu dienen, war Ziel seines Lebens. Namens meiner belgischen Kameraden spreche ich Ihnen unser tiefes Beileid aus.

Arthur Keppenne, Brüssel

Mit großem Bedauern erfahre ich vom Ableben des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen. Ich war mit dem Verstorbenen sehr oft beisammen und habe aus seiner Hand auch die Ehrennadel der Landsmannschaft Ostpreußen entgegennehmen dürfen.

Prof. Dr. Th. Veiter, Feldkirch

Der Tod des Sprechers unserer Landsmannschaft hat mich tief bewegt. Er verkörperte für mich beste Tradition unserer ostpreußischen Heimat und zugleich die Weltoffenheit des Menschen unserer Zeit, der sich über ihre bestimmenden Kräfte keine Illusionen macht. Seine hohe Intelligenz, sein unbestechliches Urteil, verbanden sich mit einer Liebe zu seiner Heimat, die zum bewegenden Mittelpunkt seines Wesens geworden war.

Hans-Georg Wormit,
Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz

Mit Bestürzung vernahm ich die Todesnachricht. Wir verlieren mit dem Verstorbenen einen aufrichtigen Freund und Mitstreiter.

Dr. Herbert Czaja MdB, Präsident des BdV

Nicht nur die Ostpreußen, sondern wir alle haben einen leidenschaftlichen Patrioten und getreuen Sohn seiner angestammten Heimat, ein Vorbild in Pflichterfüllung und im Ringen um das Recht verloren. Sie sollen uns Schlesier in dieser schweren Stunde an Ihrer Seite wissen.

Dr. Herbert Hupka MdB

Wir können unsere Treue zu ihm am besten beweisen, indem wir in seinem Geiste weiterarbeiten.

Dr. Fritz Wittmann MdB, BdV Bayern

Er war ein geistiger Vorkämpfer unserer legitimen Rechte. Als Träger des Preußenschildes bleibt er auch uns ein gültiges Vorbild. Er vereinigt in sich die Tugenden eines deutschen Stammes, die wir auch als unsere Tugenden gelten lassen.

Dr. Walter Becher MdB,
Sprecher der Sudetendeutschen

Alle Heimatvertriebenen verlieren in ihm einen Mann, der rastlos und unermüdlich für sie gearbeitet hat. Bei allen seinen politischen Handlungen hatte er stets das ganze Deutschland im Auge. Er wird uns in der Zukunft in unserer Arbeit Vorbild sein. Von seinem geistigen Erbe werden wir viel für unsere schwere Alltagsarbeit benötigen.

Dr. Hans Edgar Jahn MdB

Deutschland- und Ostpolitik — Seminare des ODS

Bonn — Der Ostpolitische Deutsche Studentenverband e. V. (ODS), Sitz Bonn, veranstaltet im Jahr 1974 wieder mehrere Wochenendseminare für Studenten und Schüler der gymnasialen Oberstufe. Die Tagungen erfassen die Themenbereiche: aktuelle Deutschland- und ostpolitische Analyse, ideologischer Ost-West-Gegensatz sowie Geschichte und Kultur des deutschen Ostens.

Mitte September (Ort steht noch nicht fest): „Die ideologische Gegensätze in der Deutschlandpolitik",

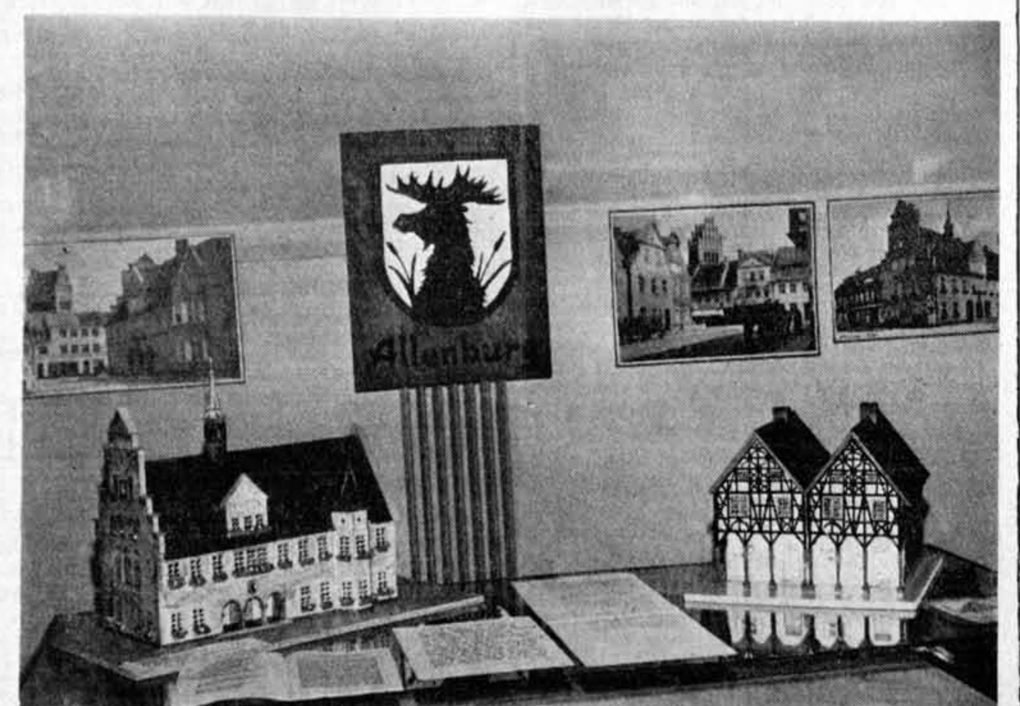
18. bis 20. Oktober in Hedemünden (Werra): „Die völker- und staatsrechtliche Situation Deutschlands vier Jahre nach den Ostverträgen".

28. Oktober bis 2. November in Koblenz: Wehrpolitisches Wochenseminar,

1. bis 3. November in Lüneburg: „Geschichte Pommerns seit der deutschen Ostsiedlung",

29. November bis 1. Dezember (Ort steht noch nicht fest): „Literatur und Baukunst im deutschen Osten."

Für alle Tagungen Erstattung der Reisekosten (DB 2. Kl.), Unkostenbeitrag je 25 bis 30 DM. Arbeitsmaterialien werden nach Möglichkeit kostenlos zur Verfügung gestellt. Interessenten wenden sich an den ODS-Bundesvorsitzenden Michael Jach (stud. theol. et phil.), 6901 Eppelheim/Heidelberg, Carl-Orff-Straße 3, Postf. 1254, Telefon 0 62 21 / 7 79 42.



Eine Ausstellung des Heimatkreises Wehlau wurde anläßlich der Wehlauer Tage in der Grafschaft Hoya im Heimatmuseum Syke eröffnet. Hier ein Blick auf einen Teil der Stadt Allenburg. Foto Lippke

Andere Meinungen

Frankfurter Allgemeine

Berechnende Sowjets

Frankfurt — *„Mit fast brutaler Offenheit sollen Breschnew und Nixon in Moskau ihre ‚strategischen Karten' aufgedeckt haben. Nun kann davon ausgegangen werden, daß die Amerikaner ehrlich waren. Einmal verstehen sie die Bekanntgabe der eigenen Kraft als Teil der Strategie der Abschreckung. Zum anderen bleiben in einer offenen Gesellschaft Geheimnisse sowieso nicht lange Geheimnisse. In amerikanischen Spezialmagazinen findet man jede Auskunft über jedes Waffensystem. Anders ist es bei den Sowjets. Ihrer Mentalität entsprechend kann davon ausgegangen werden, daß sie das, was wirklich geheim bleiben muß, nicht gesagt haben. Sie werden den Amerikanern höchstens Zahlen vorgelegt haben, die man auch in der ‚New York Times' finden kann. Brutale Offenheit? Höchstens berechnende Vertraulichkeit, die weitergibt, was Satelliten und Computer schon längst registriert haben."*

LES ECHOS

Argentiniens Zukunft

Paris — *„Der Tod Peróns hinterläßt ein gespaltenes und von der Spannung, die jeden Augenblick zur Revolution führen kann, belastetes Land. Perón konnte das Werk der Befriedigung, das er sich zur Aufgabe gestellt hatte, nicht verwirklichen. Gegen seinen Willen brach der Klassenkampf von neuem aus. Argentinien ist auf kulturellem und politischem Gebiet ein sehr weit entwickeltes Land. Wenn das Fehlen eines sozialen Konsensus zweifellos der Hauptgrund für die Stagnation in Argentinien ist, so haben die Widersprüche und die zögernde Führung der Wirtschaftspolitik auch ihre Rolle gespielt."*

DAILY MIRROR

Bisse in die helfende Hand

London — *„Die neuen Leute, die nun die Kontrolle in Äthiopien übernommen haben, sprechen von Gerichtsverfahren für Minister, die sie soeben abgesetzt haben. Es gibt jedoch eine weit wichtigere Priorität als die Begleichung alter Rechnungen. Beginnt mit der Bekämpfung des Hungers, dem Tausende von Männern, Frauen und Kinder zum Opfer gefallen sind. Hört damit auf, die Hand zu beißen, die versucht, die Hungrigen zu füttern. Die Royal Air Force flog kürzlich mit zehn Lastwagen, die dringend für Lebensmittelverteilung benötigt werden, nach Äthiopien. Sie wurde mit 800 Pfund Landegebühren belegt. Die Deutschen mußten Zoll zahlen, nachdem sie Getreide des Gemeinsamen Marktes antransportiert hatten. Zwei mit Getreide beladene amerikanische Flugzeuge kehrten um, als man ihnen eine ähnliche Rechnung präsentierte. Großbritannien erwartet nicht, daß die Äthiopier auf die Knie niederfallen. Aber unser Land wartet auch nicht auf eine weitere Rechnung."*

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Selbst den Strick geliefert

Hamburg — *„Erhard Eppler hat sich selbst die Schnur um den Hals gelegt, an der er als Minister jetzt gestorben ist. Der Rücktritt Epplers wurde für ihn unvermeidbar, weil er selber einen Konflikt in die Öffentlichkeit trug. Wenn Eppler allerdings mit dieser Flucht in die Öffentlichkeit über den Kreis der ihm geradezu schwärmerisch anhängenden Freunde einer immer größeren und kostspieligeren Entwicklungshilfe glaubte, Bundeskanzler Schmidt und seinen Finanzminister Apel unter Druck setzen zu können, so hatte er sich getäuscht. Eppler ist vielmehr, daß aus einer Geldfrage eine Prinzipienfrage wurde. Eppler hat das viel zu spät erkannt, und das sagt alles über das Wesen, auch über die unzureichenden politischen Qualitäten dieses Ministers aus."*

International Herald Tribune

Spannungen in der SPD-Führung

Paris — *„Einige hohe Parteifunktionäre bekunden privat Besorgnisse, daß Rivalität an der Spitze in den nächsten sechs Monaten die Partei in Stücke reißen könnte. Die Rivalität besteht zwischen dem Parteiführer Brandt, dem Kanzler Helmut Schmidt und Herbert Wehner, dem Führer der Partei im Parlament. Die Ausdehnung und die Intensität des Streites ist vor dem Publikum, dem ein Bild von relativ ruhiger Überlegung und von Solidarität an der Spitze dargeboten worden ist, so gut wie geheimgehalten worden. Die drei Führer sind sich immer noch dunkel bewußt, daß angesichts der Schwierigkeit der deutschen Politik und wegen ihrer eigenen Stärken und Schwächen jeder die zwei anderen zum Überleben braucht ... Sieben Jahre intimer Zusammenarbeit in Partei, Parlament und Regierung haben anscheinend mehr extreme Spannungen als Geist der Zusammenarbeit unter ihnen aufkommen lassen. Ihre privaten Bemerkungen übereinander verraten tiefe Verachtung und Verdacht."*

Wir gratulieren...

zum 99. Geburtstag

Flick, Amalie, aus Königsberg, Unterhaberberg 26 a, jetzt 326 Rinteln (Weser), Landgrafenstraße 7, Altersheim, am 10. Juli

zum 94. Geburtstag

Grischkat, Emma, aus Friedenswalde, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt 3431 Weißenbach über Witzenhausen, am 5. Juli

zum 92. Geburtstag

Gnosa, Otto, aus Herbsthausen, Kreis Angerburg, jetzt 1 Berlin 20, Evangelisches Johannes-Stift, Theodor-Fliedner-Haus, am 15. Juli

zum 89. Geburtstag

Patschinski, Luise, geb. Moss, aus Masehnen, Kreis Angerburg, jetzt 2 Hamburg 20, Christian-Förster-Straße 20, am 20. Juli

Selke, Otto, aus Engelstein, Kreis Angerburg, jetzt 5439 Winnen, Haus 1, am 15. Juli

zum 88. Geburtstag

Gamball, Martha, aus Gronden, Kreis Angerburg, jetzt 755 Rastatt, Lisztstraße 3 a, am 15. Juli

Komanow, Anna, geb. Klebau, aus Borkenwalde, Kreis Angerburg, jetzt 4052 Dülken, Hausen 12 a, am 21. Juli

zum 87. Geburtstag

Neumann, Franz, Postbeamter i. R., aus Königsberg, Georgstraße 33, jetzt 6451 Großkrotzenburg, Posener Straße 13, am 5. Juli

Pelk, Martha, geb. Bruderrek, aus Mertinsdorf, Kreis Sensburg, jetzt 3101 Bergen, Belsener Straße 22, am 14. Juli

zum 86. Geburtstag

Bolz, Auguste, geb. Wiese, aus Schwertfelde, Kreis Insterburg, jetzt 2057 Schwarzenbeck, Frankfurter Straße 19, am 12. Juli

zum 85. Geburtstag

Domenus, Anna, geb. Rudat, aus Hohenbruch, Kreis Labiau, jetzt 68 Mannheim, Elfenstr. 49, am 13. Juli

Gallandi, Lisbeth, geb. Kibbert, aus Engelstein, Kreis Angerburg, jetzt zu erreichen über Egon Machmüller, 215 Rotenburg (Wümme), Moorkamp 15, am 15. Juli

Liedtke, Anna, aus Lyck, Lycker Garten, jetzt 24 Bergenstraße 23, am 14. Juli

Matzdorf, Vally, aus Bärwalde, Kreis Samland (Inhaberin des Blutgerichts in Königsberg), jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Lütjenburger Straße 18 c, 2. Juli

zum 84. Geburtstag

Blankenstein, Anna, aus Steinwalde, Kreis Angerburg, jetzt 28 Bremen-Hemelingen, Bertramstr. 7, am 17. Juli

Kuhn, Fritz, Landwirt, aus Wenden, jetzt 2448 Burg/Fehmarn, Norderkamp 2, am 5. Juli

Romikat, Johann, Hauptwachtmeister, aus Königsberg und Ortelsburg, jetzt 4832 Wiedenbrück, Siechenstraße 32, am 6. Juli

Schmidt, Franz, aus Königshöhe, Kreis Lötzen, jetzt 5351 Euenheim über Euskirchen, am 14. Juli

Werner, Anna, aus Schippenbeil, Kreis Bartenstein, Weverstraße 12, jetzt 812 Weilheim, Steinlestr. 7 b, am 14. Juli

zum 82. Geburtstag

Koehn, Anna, geb. Luszek, aus Paulswalde, Kreis Angerburg, jetzt 241 Mölln, Hauptstraße 4, Altenheim, am 20. Juli

zum 81. Geburtstag

Fuhr, Ida, aus Albrechtsdorf, Kreis Pr.-Eylau, jetzt 2302 Molfsee, Möwenstraße 9

Minchau, Martha, aus Löwenhagen, jetzt 232 Plön, Waldwinkel 5, am 7. Juli

zum 80. Geburtstag

Brettschneider, Marie, geb. Przytulla, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt 24 Lübeck, Rübenkoppel 5, am 11. Juli

Dulisch, Marta, aus Gerdauen, Postamt, jetzt 465 Gelsenkirchen, Ückendorfer Straße 165

Ebert, Emma, geb. Schulz, aus Mohrungen, Ludendorffstraße 11, jetzt 82 Rosenheim, Am Nörreut 12, am 14. Juli

Grontzki, Minna, geb. Zywek, aus Grünfließ, Kreis Neidenburg, jetzt 3112 Ebstorf, Hauptstraße 21, am 8. Juli

Sanden, Edith von, geb. Schlüter, aus Groß-Guja, Kreis Angerburg, jetzt 2844 Lemförde-Hüde 88, am 15. Juli

Schwindt, Wilhelmine, geb. Pallasch, Oberstudiendirektorswitwe, aus Goldap, jetzt 206 Bad Oldesloe, Rümpeler Weg 18, am 6. Juli

Thiel, Franz, aus Friedberg, Kreis Treuburg, jetzt 493 Detmold 1, Blomberger Straße 328, am 13. Juli

Wippich, Elise, geb. Kemsies, aus Kehlen, Kreis Angerburg, jetzt 3119 Seedorf 4, am 15. Juli

zum 75. Geburtstag

Quwohs, Johann, aus Heinrichshöfen, Kreis Sensburg, jetzt 2082 Uetersen, Kirchenstraße 18, am 10. Juli

Reuter, Frieda, geb. Sprung, aus Thiergarten, Kreis Angerburg, jetzt 8025 Unterhaching, Carl-Duisberg-Straße 2

Schulz, Oskar, aus Pörschken, Kr. Heiligenbeil, jetzt 2061 Kayhude, am 14. Juli

Wegner, Bruno, aus Königsberg, Hufen, jetzt 2 Hamburg 54, Ernst-Horn-Straße 14 A, am 11. Juli

zum 70. Geburtstag

Baltruschat, Heinrich, aus Rodungen, Kreis Schloßberg, jetzt 3072 Langendamm, am 5. Juli

Hinzke, Hedwig, aus Graudenz, jetzt 242 Eutin, Dunkernbek 2, am 14. Juli

Kast, Helene, geb. Scheerbarth, aus Schönhagen, Kreis Bromberg, jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Markt 10, am 14. Juli

Liebe, Helene, aus Seestadt Pillau II, Norkusstr. 20, jetzt 2822 Schwanewede, Hospitalstraße 349, am 14. Juli

Kornatzki, Julius, aus Steinwalde, Kreis Angerburg, jetzt 1 Berlin-Neukölln, Fehrbellinstraße 67, am 20. Juli

Weissaag, Charlotte, aus Langbrück, Kreis Angerburg, jetzt 282 Bremen-Farge, Sandkuhlenweg 24, am 18. Juli

Zipper, Erwin, aus Benkheim, Kreis Angerburg, jetzt 1 Berlin-Dahlem, Griegstraße 4, am 20. Juli

zur Goldenen Hochzeit

Heift, Richard und Frau Leni, geb. Drescher, aus Haselberg (Lasdehnen), Kreis Schloßberg, Schuhgeschäft, jetzt 282 Bremen-Blumenthal, Bürgermeister-Kürten-Straße 32 E, am 14. Juli

Hohmann, Ernst und Frau Hilde, aus Königsberg und Berlin, jetzt 3 Hannover 26, Hildesheimer Str. 221, am 5. Juli

zum Abitur

Bublies, Werner (Erich Bublies und Frau Agnes, geb. Toppmöller, aus Ruckenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt 484 Rheda, Rosenweg 6), am Ratsgymnasium in Wiedenbrück

Engelke, Ulrich und Manfred (Wilhelm Engelke, aus Hohenwiese, und Frau Elfriede, geb. Sieg, aus Stabingen, Kreis Elchniederung), jetzt 4322 Sprockhövel I, Ochsenkamp 52

Kahl, Corinna (Großeltern: Verwaltungsangestellter Oswald Lumma und Frau Erna, geb. Pawelzik, aus Ortelsburg, jetzt 29 Oldenburg, Gaststraße 22), an der Helene-Lange-Schule in Hamburg

Kondoch, Claudia (Heinz-Georg Kondoch, Technischer Stadtoberamtsrat, und Frau Ruth, geb. Draxel, Realschullehrerin, jetzt 53 Bonn 1, Kaiserstraße 157), am Klara-Schumann-Gymnasium in Bonn

Post, Christa (Georg Post, Verwaltungsangestellter, aus Steffensfelde, Kreis Gumbinnen, und Frau Emilie, verw. Puchner, geb. Eckl, aus Poschetzau bei Karlsbad, jetzt 435 Recklinghausen, Marderweg Nr. 16), am Städtischen Gymnasium Recklinghausen

Scheps, Manfred (Arnold Scheps, aus Adamshausen, Kreis Gumbinnen, und Frau Waltraud), jetzt 41 Duisburg 28, Togostraße 32

Schnoor, Detlev (Detlef Schnoor, aus Lütjenwestedt/Holstein, und Frau Edeltraut, geb. Massat, aus Klein-Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt 465 Gelsenkirchen, Ravensbergstraße 6), am Schalker Gymnasium Gelsenkirchen

Traufetter, Doris (Willy Traufetter, aus Arnau, Kreis Osterode, und Frau Martha, geb. Sanden, aus Gehsen, Kreis Johannisburg, jetzt 5 Köln 91, Konstanzer Straße 38), am sozialwissenschaftlichen Mädchengymnasium Städt. Kaiserin-Theophann-Schule in Köln-Kalk

Zint, Peter (Josef Zint, aus Gottken, und Frau Monika, geb. Stoll, aus Schaustern, Kreis Allenstein), jetzt 3150 Peine, Am Bauhof 29, am Ratsgymnasium Peine

zum Examen

Kalweit, Christine (Verwaltungsoberrat Dipl. rer. pol. Will Kalweit und Frau Ewa, geb. Schweighöfer, aus Königsberg, jetzt 3 Hannover, Jordanstraße 8), hat das zweite Staatsexamen in den Fächern Französisch und Englisch mit „gut" bestanden

Lojewski, Frank von (Kurt von Lojewski und Frau Erna, geb. Groß, aus Kölmerfelde, Kreis Johannisburg, und Milken, Kreis Lötzen), jetzt 34 Göttingen, Greifswalder Weg 8, hat an der Universität Göttingen das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien mit „gut" bestanden

zur Prüfung

Scheps, Wolfram (Arnold Scheps, aus Adamshausen, Kreis Gumbinnen, und Frau Waltraud, jetzt 41 Duisburg 28, Togostraße 32), hat seine Lehre als Schriftsetzer beendet

zur Mittleren Reife

Scheps, Ursula (Scheps, Arnold, aus Adamshausen, Kreis Gumbinnen, und Frau Waltraud), jetzt 41 Duisburg 28, Togostraße 32

zur Beförderung

Goden, Erhard (Otto Goden und Frau Martha, geb. Gnass, aus Osterode, Wilhelmstraße 7 b, jetzt 2 Hamburg 13, Rappstraße 4), 53 Bonn-Duisdorf, Brunnenstraße 3, ist zum Oberamtsrat befördert worden

zur Ernennung

Lamb, Lothar (Adolf Lamb, aus Königsberg, und Frau Gertrud, geb. Wirsching, aus Ebenrode), jetzt 2306 Schönberg, Hühnerbek 7 a, wurde zum Rektor an der Dörfergemeinschaftsschule in Schönberg ernannt

Helfer in der Not

Neuartiges Telefon-Verzeichnis für Notfälle

Hamburg — Reisezeit — Urlaubszeit. Wer möchte jetzt nicht gern gen Süden oder Norden streben, um den Alltag zu vergessen? Vollgepackte Personenkraftwagen mit sonnen- und erlebnishungrigen Urlaubern verstopfen in diesen Tagen unsere Autobahnen und Landstraßen. Nur schnell weg — es ist schon so spät! Nicht selten jedoch endet ein Ferienspaß mit einem Drama. Am harmlosesten ist es noch, wenn das Auto eine kleine Panne hat. Schwieriger wird es, wenn Verkehrsteilnehmer im Ausland in einen schweren Unfall verwickelt werden. Was tun?

Vor kurzem erschien als „Helfer in der Not" eine Broschüre im handlichen Brieftaschenformat, in der alle wichtigen Notruf-Nummern in Europa, sowie die Anschriften für Vergiftungsfälle aufgeführt sind. In dem Notruf-Telefon-Verzeichnis GNOM EUROPA, übrigens nach den hilfsbereiten Zwergen und Erdgeistern der Sagenwelt benannt, sind überdies die zahlreichen unbekannten Hilfs- und Rettungsdienste und Spezialeinrichtungen, wie zum Beispiel Hubschrauber-Notruf bei Gasbrand, Rufnummern der Lawinenwarndienste und der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger verzeichnet.

Dieses Nachschlagewerk ist alphabetisch nach Nationalität-Kennzeichen geordnet und bietet Urlaubern neben den oft lebenswichtigen Notruf-Nummern noch einige praktische Ratschläge für die Reise an. Da die Entwicklung des Notfall-Rettungsdienstes in ganz Europja nicht stehen bleibt, sind noch weitere Ausgaben des GNOM EUROPA vorgesehen. Der Herausgeber dieser Informationsbroschüre fordert alle Interessenten auf, neue Ideen zur Verbesserung einzusenden. Gute Vorschläge werden mit einer Super-Isolations-Rettungsdecke honoriert. Diese Decke schützt im Sommer vor Sonne und Hitze, im Winter vor Kälte und Unterkühlung. Das Notruf-Telefon-Verzeichnis GNOM EUROPA ist zu beziehen bei der Spezialfabrik für Sanitätsausrüstungen, Wilhelm Söhngen GmbH, 6204 Taunusstein-Wehen, Platterstraße 84. **H. B.**

---neues vom sport---

Die zweite Finalrunde der Fußballmeisterschaft wurde fortgesetzt mit den wichtigsten Entscheidungen zwischen Niederlande und Brasilien 2:0 in der Gruppe A in Dortmund und in Frankfurt in der Gruppe B mit Deutschland gegen Polen mit 1:0. Um den dritten Platz spielten nun im Olympiastadion Brasilien gegen Polen 0 : 1, während am Tag darauf gleichfalls im Olympiastadion im Spiel Deutschland gegen Niederlande mit 2:1 Weltmeister wurde. Der ostdeutsche Schiedsrichter Kurt Tschenscher, Breslau/Mannheim, der das Spiel Niederlande gegen Brasilien geleitet hatte, hatte es sehr schwer, das Spiel zu Ende zu bringen. Er mußte neben vielen Ermahnungen dreimal die gelbe Karte zeigen und einmal sogar die rote mit dem Platzverweis für einen der besten Brasilianer.

Erstaunlich und sehr interessant, besonders für uns Ostdeutsche, war es, was jetzt erst bekannt wurde, daß beim Olympiasieger Polen mehr als die Hälfte der Spieler aus dem deutschen Osten stammen, zwischen 1945 und 1950 geboren ist und mit ihren Angehörigen bei den Umsiedlungen nicht berücksichtigt wurde. Der 1,92 m große Torwart Tomaszewki, der sogar einen Elfmeter der deutschen Mannschaft hielt, ist 1948 in Breslau geboren, die erfolgreichsten Torschützen Szarmach, der verletzt gegen Deutschland nicht spielen konnte, ist in Danzig und Lato, beide vom Jahrgang 1950, ist in Marienburg geboren. Der überragende Mittelfeldspieler Deyna wurde 1947 in Pr.-Stargard (Westpreußen) geboren. An ihm ist besonders der deutsche Fußballmeister Bayern München interessiert. Deyna möchte auch gern mit seiner Frau und Sohn Norbert nach München übersiedeln, doch die Polen lassen keinen der Nationalspieler unter 30 Jahren ins Ausland gehen. Die Spieler Gorgon, Kasperczak, Kalinowski und Domarski sind Oberschlesier aus Hindenburg und nur die restlichen Spieler stammen aus Kattowitz, Lublin und Krakau. Die polnische Mannschaft fühlte sich während ihres Aufenthalts in Deutschland sehr wohl und pflegte mit der Bevölkerung allerbesten Kontakt.

Die 21 noch lebenden Mitglieder der deutschen Weltmeisterschaft von 1954 in Bern (3:2 gegen Ungarn) wurden vom DFB zum 4. Juli, dem Weltmeisterschaftstag von 1954, nach München eingeladen und konnten die Spiele um den dritten Platz sowie das Endspiel sehen. Einer fehlte, und zwar der Oberschlesier Werner Kohlmeyer, der im Vorjahr, 50 Jahre alt, starb. Kohlmeyer hatte vom 1. FC Kaiserslautern 23mal in der deutschen Nationalmannschaft gespielt und wurde zweimal mit der höchsten deutschen Sportauszeichnung, dem Silbernen Lorbeerblatt, geehrt.

Die ostdeutschen Läuferinnen beherrschten bei den Landesmeisterschaften die Sprintstrecken. Dreifache Meisterinnen wurden in Berlin Elfgard Schittenhelm (Sudetenland) 100 m gleich 11,5, 200 m = 23,9 und mit der 4x100-m-Staffel des OSC Berlin in 46,6 Sek. und auch Christiane Krause, Osterode, die über 100 m in 11,7, 200 m in 23,7 und mit der 4x100-m-Staffel für den ASC Darmstadt in 47,0 Sek. in Kassel für Hessen siegte. Die gerade 17 Jahre alt gewordene Susanne Kinder, Königsberg/Wuppertal, gewann bei den Nordrhein-Meisterschaften in Bonn die 100 m in 11,7 Sek., während Marlies Koschinski (Ostpreußen) Meisterin über 100 m Hürden in 13,5 Sek. wurde. Bei den mitteldeutschen Juniorenmeisterschaften lief der ostpreußische Nachwuchsmann Dieter Kurrat, Potsdam, die 100 m in 10,4 Sek.

Der sudetendeutsche Olympiasieger im Vierer mit St. Gerhard Auer (30) aus Ulm gewann bei der internationalen Ruderregatta in Amsterdam mit Berger, Konstanz, den Zweier ohne.

Kennen Sie die Heimat wirklich?

Die richtige Antwort auf die Bildfrage P 118

Ungewöhnlich viele Zuschriften erhielten wir auf unsere Bildfrage P 118, die wir in Folge 25 vom 22. Juni veröffentlichten. Alle waren richtig, woran zu sehen ist, wie sehr in unseren Landsleuten aus Pr.-Eylau das Bild der Heimat lebendig geblieben ist. Ganz besonders bewegt hat uns der Brief von Frau Ingeburg Dunkel, 79 Ulm, Trollingerweg 29, in dem es heißt: „Dem Ostpreußenblatt tausend Dank für dieses Bild! Durch dieses Bild kam eine große Freude ins Haus und es weckte viele liebe Erinnerungen, daß daraus ein durchwachte Nacht wurde . . ." Leider konnten wir Frau Dunkel nicht das Honorar für die beste Einsendung zuerkennen, aber ihre Freude hat uns angerührt. Sie erhält ein vom Autor signiertes Exemplar des Buches „Schicksal in sieben Jahrhunderten", in dem mit der Schlacht von Pr.-Eylau auch ein Kapitel Geschichte ihrer engeren Heimat beschrieben ist.

Das Honorar von 20,— DM erhält Herr Gerhard Müller, 5901 Wilnsdorf-Rudersdorf, Bürgerstraße 20, der es verstanden hat, in wenigen Worten mit der Bildbeschreibung zugleich ein kleines Zeitbild zu entwerfen. Hier seine Antwort:

Das Bild stellt Kirche und Kriegerdenkmal in Pr.-Eylau dar und ist etwa um 1930 entstanden.

Im Vordergrund links im Schatten (die Aufnahme muß im frühen Morgenlicht gemacht worden sein; die Kirche ist ja Ost-West orientiert) ist das zweite Pfarrhaus, das zu damaliger Zeit von Pfarrer Kaminski bewohnt wurde. Es schließen sich die zum Pfarrhaus und zum nächsten Haus gehörigen Stallgebäude an. Im Wohnhaus links vor der Kirche wohnte die wohl älteste Einwohnerin von Pr.-Eylau, Fräulein Gral, mit über 90 Jahren.

Die evangelische Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert zeigt einen von den sonstigen Ordenskirchen abweichenden Turm in Helmform. Von ihm soll der Sage nach Napoleon 1807 das Kampfesgeschehen der Schlacht bei Pr.-Eylau beobachtet haben, und der Glöckner hätte Weltgeschichte machen können, wenn er Napoleon, der allein gewesen sein soll, im Turm gefangen gesetzt hätte. Rechts vor der Kirche ist das erste Pfarrhaus, mein Elternhaus, zugleich Superintendentur, die mein Vater Karl Müller verwaltete. Im Vordergrund rechts steht das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Im Stil — ein roter Backsteinbau mit Turmhelm und vier Ecktürmchen und bogenförmigen Umrahmungen der Marmortafeln mit den Namen der Gefallenen — ist das Denkmal der alten Ordenskirche angepaßt. Im Volksmund wurde es aber auch wegen Ähnlichkeit mit den dortigen Transformatorenhäusern in vierkantiger Ziegelbauweise etwas despektierlich der „Heldentransformator" genannt.

Als Reichspräsident von Hindenburg auf einer Durchreise nach Perscheln auf dem Platz vor dem Ehrenmal von der Stadt feierlich empfangen wurde, wozu Kreistierarzt Dr. Witte ab Kreisgrenze seinen offenen Benz-Wagen zur Verfügung stellen mußte, die Spitzen der Behörden erschienen und alle Vereine aufmarschiert waren, mußte er sich gefallen lassen, vom Bürgermeister Bräuer mit „hochverehrter Herr Reichtagspräsident" angeredet zu werden.

Nach diesem Lapsus linguae war dem sonst so redegewandten Bürgermeister die Sprache derart verschlagen, daß er nach kurzem Stottern restlos stecken blieb und aufhören mußte. Reichspräsident von Hindenburg soll im Haus von Berg, Perscheln, noch hierauf über diesen Empfang gelacht und gesagt haben, daß ihm eine solche Anrede schon öfter widerfahren sei. Er soll dem Bürgermeister ein tröstliches Wort haben übermitteln lassen.

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in . . .

BERLIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Werner Guillaume, 1 Berlin 61, Stresemannstraße 90, Haus der ostdeutschen Heimat, Telefon 0 30 / 2 51 07 11

21. Juli, 13 Uhr, Heimatkreis **Johannisburg:** Dampferfahrt. Besteigen des Dampfers 11.30 Uhr Tegel, Greenwichpromenade (U-Bahn Tegel).

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe: Fritz Scherkus, Hamburg. Geschäftsstelle: Hugo Wagner, 2 Hamburg 74, Triftkoppel 6, Telefon 0 40 / 7 32 94 68.

Heimatkreisgruppen

Osterode — Es wird schon jetzt darauf hingewiesen, daß zu dem Heimattreffen des Kreises in der Patenstadt Osterode am Harz am 31. August und 1. September ab Hamburg wieder ein Sonderbus eingesetzt wird. Landsleute, die an der Fahrt teilnehmen wollen, melden sich bitte bei Otto Goden, 2 HH 13, Rappstraße 4. Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt pro Person 23,— DM (mit der Bundesbahn 69,— DM), Abfahrt ab Hamburg ZOB, Bahnsteig 0, Sonnabend, 31. August, 7.15 Uhr. Rückkehr Sonntag, 1. September, gegen 22 Uhr.

Frauengruppen

Memelland — Sonnabend, 13. Juli, 13.30 Uhr, trifft sich die Frauengruppe an den Landungsbrücken zur Fahrt nach Finkenwerder.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Günter Petersdorf Kiel. Geschäftsstelle: 23 Kiel, Wilhelminenstr. 47/49, Telefon 04 31/4 02 11.

Heide — Zum Heimatabend hatte man Hans Bachmann, den Leiter des Fremdenverkehrsbüros der Stadt, eingeladen, der sein reichhaltiges und wertvolles Bildmaterial über den immer größer werdenden Ort vorführte. Besonders berücksichtigt waren die großen Bauprojekte der letzten Zeit in den verschiedenen Phasen des Entstehens: die Stadtbrücke, das Schul- und im Aufbau befindliche Erholungszentrum und das neue Kreishaus in seiner eigenwilligen Architektur. Vorsitzender Mühle dankte dem Vortragenden, der als Soldat auch die Schönheiten ostpreußischer Erde kennengelernt hatte, mit herzlichen Worten und meinte, daß man sich eine ähnliche Dokumentation in gleicher Eindringlichkeit auch von der eigenen Heimat und vom Leben und Wirken der Vertriebenen wünschen möchte.

Malente-Gremsmühlen — Sonnabend, 13. Juli, im Kurpark Malente, 20 Uhr, anläßlich des 25jährigen Bestehens der Gruppe Heimatabend. Er wird gestaltet von dem „Singekreis Ostpreußen", Bad Harzburg, Leitung Günter Kubatzki. Unter dem Motto „Sendboten der Heimat" werden die Zuhörer mit Chorgesang, Musik und durch Tanzgruppen erfreut. Alle Landsleute und Freunde sind herzlich eingeladen.

BREMEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Gerhard Prengel, 2871 Varrel II, Alter Postweg, Telefon 0 42 21/7 26 06.

Bremerhaven — Die kulturelle Veranstaltung der Gruppe im Juni war dem Gedenken an Agnes Miegel, der „Mutter Ostpreußens", gewidmet. Der Vortragende zeichnete ein lebendiges Bild der Dichterin. „In Verehrung und Dankbarkeit wird Agnes Miegel in unseren Herzen weiterleben, auch im Bewußtsein der vielen tausenden von Menschen, denen sie mit ihrem Wirken Freude gebracht und auch geholfen hat bis in die letzten Tage ihres Lebens hinein, in wahrhaft preußischer Treue und Pflichterfüllung. Möge ihr leuchtendes Vorbild uns allen ein Ansporn bleiben für die große Aufgabe, der wir uns verpflichtet haben." Anschließend brachte ein Redner in einem humorvollen Vortrag Erinnerungen vom und an den Menschen in unserer Heimat im Osten. Mit lebhaftem Beifall dankten die Zuhörer beiden Rednern.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Harry Poley, Duisburg. Stellvertreter: Erich Grimoni, Detmold. Geschäftsstelle: 4 Düsseldorf, Duisburger Straße 71, Telefon 02 11/48 26 72.

Düren — Sonnabend, 20. Juli, 19.30 Uhr, im Lokal zur Altstadt, Steinweg 8, Heimatabend. Thema: Berichte aus der Landsmannschaft und Festsetzung des Sommerausfluges.

Lage — Donnerstag, 18. Juli, Abfahrt 13.30 Uhr von der Bürgerschule/Sedanplatz, nach Bad Pyrmont, mit Deutschlands schönstem Kurpark. Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt 6,— DM, unbedingt bei der Anmeldung im Bürobedarfshaus Giering zu bezahlen. — Schon jetzt wird bekanntgegeben, daß der Tag der Heimat Sonntag, 8. September, in Schlangen gefeiert wird. Fahrt mit dem Bus ab Bürgerschule um 13.30 Uhr. Es wird der Stein des Deutschen Ostens eingeweiht. Ein reichhaltiges Programm ist vorgesehen. Am Vormittag wie üblich um 11 Uhr Gedenkstunde in Heiden am „Kreuz des Ostens", zu der Sie auch herzlich eingeladen sind. — Sprechstunden für Spätaussiedler, Vertriebene, Flüchtlinge und gleichgestellte Personen an jedem 1. und 3. Montag im Monat in der Zeit von 15 bis 16.30 Uhr im Sozialamt, Paulinenstraße 1.

Unna — Die nächste Monatsversammlung kann wegen der Betriebsferien der Sozietät erst am 6. September durchgeführt werden. — Sonnabend, 5. Oktober, traditionelles Herbstfest. — Der von Kulturwart Schlobies unterbreitete Vorschlag, mit den Jahresausflügen der Gruppen die Teilnahme an Großkundgebungen auch anderer Landsmannschaften zu verbinden, um die Solidarität und Geschlossenheit der Ostdeutschen vor der breiten Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen, fiel bei der Kreisgruppe Unna der Ost- und Westpreußen und Pommern auf fruchtbaren Boden. Die vielen Teilnehmer am Jahresausflug am 30. Juni waren begeistert von den Berliner Fahnenschwingern „Berliner Bär", die beim Fahnenein- und ausmarsch Anfang und Ende der rund 60 Fahnen mit den Wappen westpreußischer Kreise und Städte bildeten. Ebenso beeindruckt waren sie von der fast bis auf den letzten Platz mit über 10 000 Menschen gefüllten Münsterlandhalle. Vorsitzender König analysierte die Rede des CDU-MdB Prof. Abelein, der für Selbstbestimmung des deutschen Volkes auch hinsichtlich Mittel- und Ostdeutschlands eintrat. Der Bundessprecher der LM Westpreußen, Botschafter a. D. Dr. Prill, habe sehr energisch zu aktuellen Heimatvertriebenenproblemen Stellung genommen. Jedenfalls könne er die Feststellung der anwesenden Teilnehmer unterstreichen, daß dieses Bekenntnis zur ostdeutschen Heimat schon ein echtes Erlebnis war. Kulturwart Schlobies berichtete über die Kulturveranstaltung, auf der der westpreußische Kulturpreis an Prof. Josewski, früher Elbing, für seine Verdienste um westpreußische Musik verliehen wurde. Der Besuch des modernen Allwetter-Zoos war auch positiv aufgenommen worden. Man war sich darüber klar, daß er in zwei Jahren seine endgültige Gestalt haben dürfte.

HESSEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Konrad Opitz, 63 Gießen, An der Liebigshöhe 20, Tel. 06 41 / 3 27 27. — Landesjugendwart: Klaus-Jürgen Frahm, 63 Gießen, Tulpenweg 23.

Gießen — Mittwoch, 17. Juli, 15 Uhr, Gasthaus Zum Bergwald, in Rödgen. Anstatt am Hangelstein findet das Frauentreffen in Rödgen statt.

BADEN-WÜRTTEMBERG

Vorsitzender der Landesgruppe: Erwin Seefeldt, 7417 Urach, Mauchentalstraße 45, Tel. 0 71 25 / 44 25.

Karlsruhe — Einen gemütlichen, frohen Nachmittag erlebten die Ost- und Westpreußen auf dem Rheindampfer „Karlsruhe", wo OBB Dullenkopf zur badischen Vesper einlud und Pfarrer Scherwitz in fröhlicher Ausdrucksweise das Rheinufer kommentierte. — Mit vielen Farbdias erinnerte Frau Kaul beim Frauennachmittag im Kolpinghaus an Geschichte und Schicksal Berlins. Besondere Themen waren die wechselvolle Geschichte des Charlottenburger Schlosses mit seinen Kunstschätzen und historischen Werten sowie die Tragik des Mauerbaus. Gemeinsam mit den Angehörigen des Salzburger Vereins und den Angerburgern erlebten die in Karlsruhe lebenden Landsleute ein interessantes und vielseitiges Wochenende bei deren Bundestreffen. Ein Erlebnis wurde der Heimatabend mit Farbdias von der Geschichte der Salzburger und ihrer Ansiedlung in Ostpreußen sowie vom jetzigen Antlitz der Heimat, die von Lm. Boltz, Bielefeld, und Bundesgeschäftsführer Milthaler gezeigt und kommentiert wurden. Die gemeinsame Feierstunde am Sonntag brachte eine Palette von bemerkenswerten Aussagen, die Verbundenheit und Interesse aus den verschiedensten Bereichen des öffentlichen Lebens ausdrückten. Umrahmt von Kammermusik, Posaunenchor und Volkstanz wurde ein harmonischer heimatverbundener Tag gestaltet. Allen Helfern und Blumenspendern sei herzlich gedankt.

Stuttgart — Frauengruppe: Mittwoch, 17. Juli, 13 Uhr, vom Bussteig 13, nach Tripstrill. Die Kinder und Enkel werden mitgenommen. Anmeldung unter Telefon 47 54 28.

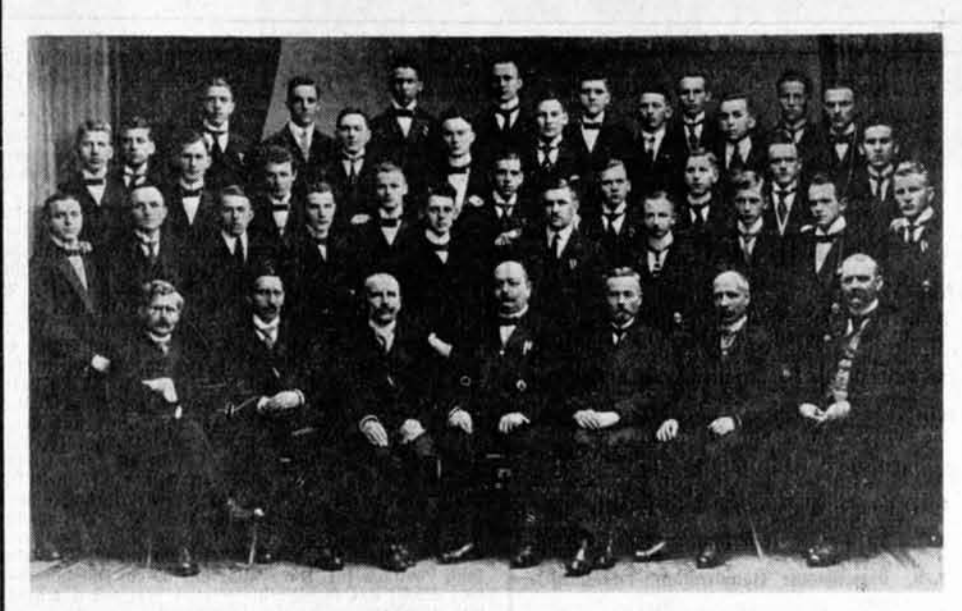
Villingen — Die Gruppe der Ost-/Westpreußen und Danziger unternahm ihren diesjährigen Sommerausflug mit vollbesetztem Bus. Erste Station war das immer wiedersehenswerte Naturschauspiel, der Rheinfall von Schaffhausen. Von dort ging es per Schiff rheinaufwärts in das alte malerische Städtchen Stein am Rhein. Ein Besuch auf der naheliegenden Burg Hohenklingen vervollständigte das Erleben der herrlichen Landschaft. Nachdem man im Burgrestaurant auch noch für das leibliche Wohl gesorgt hat, ging es wieder heimwärts, um noch rechtzeitig am häuslichen Bildschirm das Weltmeisterschaftsspiel miterleben zu können.

Kamerad, ich rufe Dich

Ostpreußische Kavalleristen der Alten Armee, und zwar der Ulanenregimenter Graf zu Dohna (Ostpreußisches) Nr. 8, Litthauisches Nr. 12 und des Jägerregiments zu Pferde Nr. 9, treffen sich anläßlich der Ehrung der ostpreußischen Gefallenen in Göttingen. Sie gedenken dabei der Kriegstage vor 60 Jahren in Ostpreußen. Das Treffen findet am Sonnabend, 31. August, ab 16 Uhr im „Schwarzen Bären" in Göttingen, Kurze Straße 12, statt. Einzelheiten teilen mit für: 8. Ulanen Oberst a. D. Hans Günther Borcherdt, 4790 Paderborn, Arminiusstraße 50, Telefon 0 52 51/5 67 17, 12. Ulanen Oberst a. D. Gerhard Schaeper, 8 München, Wirthstraße 14, 9. Jäger zu Pferde Oberst a. D. Fritz Walter Kautz, 5351 Kommern-Süd, Am Bruch 10, Telefon 0 24 53/27 88.

291. (ostpr.) Inf.-Division — Das 21. Divisions-Treffen findet am 7./8. September in Rüsselsheim am Main, Stadthalle, statt. Einzelheiten über vorgesehenen Ablauf des Treffens können erfragt werden bei Siegfried Gehlhaar, 2 Hamburg 67, Haselkamp 34.

Das Erinnerungsfoto (22)



Osteroder Seminarabsolventen 1921 (Geburtsjahrgänge 1898/99 sowie 1900/01. Der Einsender dieser Aufnahme, Leser Willi Spiewack, der jetzt in Göttingen lebt, möchte gern wissen, wo Paul Ennulat, Walter Jokuschieß und Franz Malessa heute wohnen. Sie sollen zu einem Erinnerungstreffen eingeladen werden, das für den Herbst dieses Jahres in Bad Pyrmont vorgesehen ist und von Gerhard Manske, jetzt Glinde bei Hamburg, vorbereitet wird. Anfragen unter dem Stichwort „Erinnerungsfoto 22" leitet die Redaktion weiter.

Königin-Luise-Schule Königsberg

Zwölf kamen zum Klassentag

Ein Wiedersehen nach einundfünfzig Jahren in Hannover

Auf der Rückfahrt von Hannover überlegte ich: zum Kaffee könnte ich sie einladen, meine Ehemaligen. Genau zwölf Obertassen sind in meinem Besitz, sogar vier alte Meißner dabei. Unsere liebenswürdige Gastgeberin in Hannover hatte mit dem kostbaren Zwiebelmusterporzellan den Tisch für alle einladend gedeckt. Nein, bei mir ginge es nicht, auch nicht, wenn ich Teller, Bestecke und Stühle leihen würde. In meiner Mini-Wohnung würden sie sich den Kopf einstoßen an den schrägen Wänden.

Die meisten von uns sind nach der Schulentlassung noch erstaunlich gewachsen. Auch Maria und Rio, die sich im Turnen immer mit mir um die Plätze zankten, weil keiner zu den Kleinsten gehören wollte. Aber daß Lore, unsere Größte, noch solch einen gewaltigen Schuß tun würde, ist nicht zu fassen. Sie schoß noch als Mama in die Länge, weil sie sehr früh und als erste geheiratet hatte. Und meine Annahme, ein Dutzend wohlbeleibter Omas vorzufinden, wurde angenehm enttäuscht.

Ostern 1922 flogen wir aus der Königsberger Luise-Schule ins Leben hinaus. Die Lebensläufe aufzuschreiben, war Katis Idee, die leider nicht erschienen ist. Sie sind nicht vollständig und werden es nie sein. Ich hatte sie vor der Tagung nur flüchtig gelesen, so daß ich nicht gleich richtig schalten konnte, als ich die Verfasser noch vor mir sah. Mir schwirrte noch der Kopf. Und zu viele Fragen blieben offen.

Dreimal wurde bis jetzt getagt, voriges Mal an der Alster und jetzt an der Leine. Das war nun das Treffen zur 51. Wiederkehr des Abschiedstages. Hannover liegt günstig. Die meisten kamen aus Hamburg. Meine Intima und ich trafen mit unseren Zügen aus Offenbach und Düsseldorf fast gleichzeitig ein. Wir waren die letzten. Man erwartete uns schon bei Tisch. Bei der Begrüßungsrunde mußte ich, die zum erstenmal dabei war, raten. Das war nicht ganz leicht. Von den beiden ‚Hilden' erkannte ich die eine schon von der Tür aus. Mit Luschchen stand ich bereits in Verbindung. Maria hatte mich auf ihrer Verwandtenreise nach England besucht. Karola — unverändert. Unverkennbar Lore, die längste. Dann allerdings wurde es schwierig — mit der anderen Hilde, mit Hanna, Annegret, Elfriede ... Kein einziges Mal danebengetippt.

Mich hätte, darin waren sich alle einig, auf der Straße keine wieder erkannt. Kein Wunder nach einem halben Jahrhundert, aber es tut ein bißchen weh. Doch dann überwiegt das gute Gefühl, so viele Freunde zu haben, bei denen das vertrauliche Du selbstverständlich ist. Und was die Runen betrifft, die das Schicksal grub — man sieht sich ein. Das bekannte Teenagergesicht kam wieder zum Vorschein.

Und wir genossen ostpreußische Gastlichkeit. Zwar wurden diskret einige Tabletten neben den Tellern bereitgelegt. Das wäre nicht unbedingt nötig gewesen, so fürsorglich bedacht auf betagte Mägen war das Menü zusammengestellt. Es gab als Hauptgang und wohl aus Tradition Königsberger Klops, mit dem richtigen Pfiff — pflaumig, zart und pikant.

Wie viele waren eigentlich in unserer Klasse, vierzig, zweiundvierzig? Auf dem Abschiedsfoto fehlen welche. Auf jeden Fall war es im Vergleich zu heutigen Ansprüchen eine Riesenklasse. Kein Wunder, daß unsere Klassenlehrerin, die uns trotz allem so liebte, daß sie uns die ganzen letzten Jahre behielt, nicht mit uns fertig wurde.

Erna, die abgegangen war, um eine Zeitlang privat unterrichtet zu werden, bekam ihr Abschlußzeugnis als einziges Mädchen ausgerechnet in der Jungenspenne, die der Luise-Schule benachbart war. Ich hatte lange Zeit gar nicht gewußt, daß hinter der hohen Mauer männliche Wesen ihre Pausenrunden drehten. Erst als wir einmal im Gang vor unserem Klassenzimmer über Hausaufgabenprobleme diskutierend am Fenster standen, ging mir ein Licht auf. Unsere „Häsin" glaubte, uns erwischt zu haben. Mahnend rief sie uns zu: „Ei, ei, Kinderchen, nicht so unkeusch!"

So ändern sich die Zeiten ...

Es gab auch ein großes Lamento, wenn eine von uns beim Sonntagsbummel vor der Uni auf Königsgarten von der „Obrigkeit" gesichtet worden war. Und weiter draußen in Maraunenhof, Kalthof oder auf den Hufen Wohnenden war es viel zu lästig, dieser langweiligen Promenade wegen in die Stadt zu fahren. Natürlich mußte man wenigstens einmal dabeigewesen sein. Kein Studiker sah uns an. Wir waren viel zu bedarft und viel zu schüchtern.

Was für einen Krach hatte es gegeben, als mir auf dem Schulhof von einem Kind beim „Räuber und ..." aus Versehen das Kleid aufgerissen wurde! So hübsch es auch aussah, das blaue mit den weißen Kugelknöpfen, es war aus mürbem alten neu gemacht. Da konnte so etwas leicht passieren.

Und Lore, weißt du noch, wie wir bei sechsunddreißig Grad Kälte über den Oberteich in die Schule gingen? Den weiten Weg hinten herum durchs Königstor bis zur Landhofmeisterstraße. Die ‚Eleks' war wieder einmal eingestiemt. Welche Mutter ließe heute ihr Kind bei solch sibirischen Temperaturen aus dem Haus? Und der Schulausflug am Pregel entlang zum Hafen mit Mittagsrast neben Kohlenhaufen! Nur ein einziges Mal ging es an die See. Es durfte grundsätzlich nichts kosten.

Lore wußte noch ein Aufsatzthema: „Blick auf zu den Sternen, hab acht auf die Gassen!" Das war zu schön für eine Klasse allein. Eine ihrer Schwestern bekam es auch aufgetischt, obwohl die Sternguckerei bestimmt nicht die richtige Mitgift war. Dafür erinnere ich mich an „Mein Lieblingsheld aus dem Nibelungenlied", für den ich von der Deutschlehrerin zerschmettert wurde. Ich hatte Hagen besungen, den Einäugigen. Welch ein Irrtum! Siegfried sollte es sein, dieser Betrüger, allenfalls Kriemhilde, diese Rachsüchtige.

Sind wir nicht viel zu autoritär erzogen worden? Uns wäre bestimmt manches leichter gefallen, wenn wir gelernt hätten, die Ellbogen zu gebrauchen, anstatt uns zu ducken. Wie fern liegt das alles. Verwischt, vergessen und vergeben.

Keine von uns ist ohne Schrammen davongekommen. Davon erfuhr ich einiges auf dem Spaziergang durch den großen Waldfriedhof. Auch die nicht, die schon vor dem Krieg im „Reich" waren. Für die anderen ist die Vertreibung wie eine Zäsur in ihrem Leben, der Tag X, der auch schuld daran ist, daß wir nicht das Schicksal von allen erfahren konnten. Zehn sind nicht mehr am Leben. Eine schrieb aus der Zone. Zwölf waren in Hannover.

Was den Kontakt zwischen uns aufrechterhält — die kurze, gemeinsam verbrachte Schulzeit — ist es nicht allein. Es ist sehr viel mehr.

Erna Schneider

Auch Bücher werden teurer

Papierknappheit und Lohnerhöhungen wirken sich immer stärker aus

RMW — Auch vor den Druckerzeugnissen hat die Preiswelle nicht halt gemacht: Bücher und Druckerzeugnisse aller Art werden teurer. Lohnsteigerungen in Verlagen und Druckereien, aber auch in Zuliefer- und Fertigungsbetrieben, ferner die weltweite Papier-Knappheit und -Verteuerung, haben Preissteigerungen zur Folge. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß sie etwa beim Kauf eines Buches, dessen Preis jahrelang stabil geblieben war, nunmehr oft einen Aufschlag in Kauf nehmen müssen.

Da wir gerade bei den Preisen sind: Durch ein Versehen wurde (in Folge 27, Seite 8) für den Band ‚Märchenwelt des Preußenlandes' von Alfred Cammann der Betrag von 18,— DM genannt. **Richtig muß es heißen: Der Verkaufspreis für den genannten Band beträgt 32,— DM,** bei Sammelbestellungen gilt der ermäßigte Preis von 25,— DM je Band.

Der reichhaltige Bildband mit den Texten von Prof. Dr. Fritz Gause ‚Königsberg — so wie es war' ist zum Kreis von 32,— DM zu haben (eine Betrachtung zu diesem Buch von Gerhard Kamin brachten wir in Folge 23 auf Seite 11). In diesem Zusammenhang möchten wir unsere Leser darauf hinweisen, daß das letzte Buch aus der Feder von Prof. Gause, kurz vor seinem Tod abgeschlossen, im Verlag Gerhard Rautenberg, 295 Leer, erschienen ist. Der hervorragend ausgestattete, reichbebilderte Band trägt den Titel ‚Kant und Königsberg' und wurde herausgebracht im Gedenkjahr zum 250. Geburtstag des großen Philosophen. Das Verdienst von Prof. Gause ist es, daß hier — im Gegensatz zu vielen anderen Werken über Immanuel Kant — die Würdigung seines Lebens und Wirkens in einer Sprache gebracht wird, die für jedermann verständlich ist. Das Buch, auf das wir nach der Ferienzeit noch ausführlich zurückkommen werden, ist zum Preis von 22,80 DM zu bekommen.

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



Heimattreffen 1974

August

3./4. **Lyck:** Jahrestreffen, Hagen
3.—6. **Fischhausen:** Seestadt Pillau, Eckernförde
25. **Rastenburg:** Haupttreffen, Wesel, Niederrheinhalle
31. **August/1. September Goldap:** Jahreshaupttreffen, Stade

September

1. **Osterode:** 20 Jahre Patenschaft, Osterode/Harz, Stadthalle
7./8. **Angerburg:** Angerburger Tage, Rotenburg/Wümme
7./8. **Bartenstein:** Haupttreffen, Nienburg/Weser
7./8. **Neidenburg:** Hauptkreistreffen, Bochum, Ruhrlandhalle
8. **Johannisburg:** Haupttreffen, Dortmund, Reinoldi-Gaststätte
8. **Memel/Heydekrug/Pogegen:** Ostseetreffen, Travemünde
8. **Ortelsburg:** Kreistreffen, Essen, Huyssenallee 53/57, Städtischer Saalbau
8. **Pr.-Holland:** Kreistreffen, Itzehoe, Gaststätte Lübscher Brunnen
14./15. **Gumbinnen:** Haupttreffen, Bielefeld, gemeinsam mit dem Salzburger Verein
15. **Ebenrode:** Kreistreffen, Winsen (Luhe), Bahnhofshotel
15. **Fischhausen:** Hauptkreistreffen, Pinneberg, Hotel Cap Polonia
15. **Lötzen:** Regionaltreffen, Essen, Huyssenallee 53/57, Städtischer Saalbau
Mitte September **Gerdauen:** Hauptkreistreffen, Düsseldorf
21./22. **Königsberg-Land:** Hauptkreistreffen, Minden
22. **Braunsberg:** Jahrestreffen, Münster/Westfalen
22. **Heilsberg:** Kreistreffen, Köln, Flora-Gaststätten
22. **Memel/Heydekrug/Pogegen:** Regionaltreffen Süd, Stuttgart-Feuerbach, Im Föhrich, Freizeitheim
22. **Osterode:** Kreistreffen, Recklinghausen, Städt. Saalbau
22. **Rößel:** Heimatbund, Meppen (Ems), Kolpinghaus
22. **Tilsit-Stadt/Tilsit-Ragnit/Elchniederung:** Kreistreffen, Wanne-Eickel, Volkshaus, Röhlinghausen
29. **Angerapp:** Jahreshaupttreffen, Mettmann, Adlerstraße 5, Kolpinghaus
29. **Johannisburg:** Kreistreffen, Hamburg, Haus des Sports

Oktober

6. **Memel, Heydekrug, Pogegen:** Regionaltreffen für den Bezirk West, Münster, Festsaal Lindenhof, Promenade am Hindenburgplatz
19./20. **Mohrungen:** Haupttreffen, Gießen, Kongreßhalle
20. **Lyck:** Bezirkstreffen, Hannover, Hauptbahnhof, Gaststätte
20. **Ortelsburg:** Kreistreffen in Ratzeburg, Wittler's Hotel, Gr. Kreuzstraße 11

Bartenstein

Kreisvertreter: Willi Piehl, 237 Rendsburg, Alte Kieler Landstraße 25, Telefon 0 43 31/2 32 16.

Der Gemeindetag der Kirchengemeinde Domnau findet am 24. und 25. August in Lauenburg und Lütau statt. Beginn des Treffens Sonnabend, 24. August, zum Kaffee im „Hotel zum Löwen", 2058 Lauenburg, Elbstraße 44. Dort ist auch die Quartierausgabe. Um 19 Uhr Abfahrt nach Lütau (7 km entfernt) zum einfachen Abendessen, Imbiß nach Wahl. Dort Lichtbilder aus der Heimat, Reisebericht von Domnauer Freunden über ihre Reise durch den Kreis Bartenstein, u. U. Vorführung von Filmen der letzten Domnauer Gemeindetage. Sonntag, 25. August, Heimat-Gottesdienst mit ostpreußischer Liturgie um 10 Uhr in Lütau. Im Anschluß Kranzniederlegung am Ehrenmal auf dem Friedhof. Dann stilles Beisammensein für diejenigen, die an der Feier des Heiligen Abendmahls teilzunehmen gedenken. Mittagessen in der Gastwirtschaft Basedau in Lütau. Gegen Nachmittag dort Ausklang des Kirchentages. Anmeldung für alle, die Quartier benötigen, die am Mittagessen teilnehmen wollen, ist bis zum 15. August erforderlich. Ohne Anmeldung ist eine Unterbringung nicht möglich, eine Vorbereitung des Essens sehr erschwert. Der gesamte Kirchentag der Domnauer Kirchengemeinde soll unter dem 103. Psalm stehen. Herzlich laden ein die Domnauer Pfarrleute Gudrun und Hans Hermann Engel, jetzt 2059 Lütau über Lauenburg.

Fischhausen

Kreisvertreter: Heinrich Lukas, Faulück. Geschäftsstelle: Else Pfeiffer, 208 Pinneberg, Fahltskamp 30, Telefon 0 41 01 / 2 20 37.

Das Heimattreffen der Pillauer findet vom 3. bis 6. August in Eckernförde statt. Sonnabend, 3. August, 20 Uhr, Begrüßungsabend mit Tanz, Stadthalle. Sonntag, 4. August, 10 Uhr, Kirche Borby, Pfarrer Badt. 11.30 Uhr Kurfürstendenkmal, Begrüßung, Platzkonzert. Ab 14 Uhr Treffen in der Stadthalle. Ab 15 Uhr Treffen der ehemaligen Oberschüler in den Klubräumen der Stadthalle. Montag, 5. August, Fahrt in See (Personalausweis). Dienstag, 6. August, ab 20 Uhr, Heimatabend mit Tanz, Stadthalle.

Oberschule Pillau — Wir möchten darauf hinweisen, daß im Rahmen unseres diesjährigen Treffens wieder einmal die Einladung ergeht an die „Ehemaligen der Oberschule" — Lehrer und Schüler —, ihre Schritte oder besser ihren Wagen nach Eckernförde zu lenken. Sonntag, 4. August, treffen wir uns in unserem Festhaus „Stadthalle" auf dem Exer zum zwanglosen Beisammensein, wobei Lotte und Ernst Sakowski/Skierlo uns von ihren Besuchen in Ostpreußen berichten wollen. Besondere Einladungen konnten nicht verschickt werden. Per Telefon und Mundpropaganda haben wir versucht, dieses wett zu machen und hoffen auf zahlreiches Kommen aller, die es möglich machen können. Nähere Auskünfte erteilt Waldemar Stadtlich, 239 Flensburg, Adelbyer Kirchenweg 84.

Gumbinnen

Kreisvertreter: Dipl.-Ing. Dietrich Goldbeck, 4812 Brackwede 1, Winterberger Str. 14, Tel. 05 21/44 10 55.

250-Jahr-Feier der Stadt Gumbinnen — Mit der 250-Jahr-Feier verbinden wir eine Reihe von Sondermaßnahmen. Vor allem weisen wir auf die Schaffung der Bronzeplakette und des Jubiläumswandtellers hin, über die bereits im Gumbinner Heimatbrief Nr. 25 und im Ostpreußenblatt vom 22. Juni unter den Gumbinner Kreisnachrichten berichtet worden ist. Während die Plakette in jedem Fall hergestellt und zu den Festttagen in Bielefeld ausgegeben wird (der Versand an die Vorbesteller erfolgt, sobald die Festtage vorüber sind), muß der Wandteller grundsätzlich sofort bestellt werden. Er kann nämlich nur dann überhaupt gefertigt werden, wenn bis zum 15. Juli etwa 250 Stück vorbestellt sind. Wer also einen oder mehrere solche Teller erwerben will, muß schriftlich erklären, daß er im Falle der Verwirklichung dieses Vorhabens bereit ist, je Teller etwa 30,— DM zuzüglich Versandkosten im voraus zu bezahlen. Postkarte an Stadt Bielefeld, Patenschaft Gumbinnen, 48 Bielefeld, Postfach 181. Der Teller hat 30 cm Durchmesser und erhält das farbige historische Wappen der Stadt mit einer entsprechenden Unterschrift.

Anmeldung von Privatquartieren — Zur Verbilligung des Aufenthaltes in Bielefeld ist daran gedacht, für die Festbesucher auch Privatquartiere bereitzustellen. Wer an solchen Privatquartieren interessiert ist, den bitten wir, die gewünschte Zahl von Betten und die Übernachtungstage anzumelden. Die Veranstaltungen beginnen Freitag, 13. September, abends und enden am Sonntag, 15. September, nachmittags. Anmeldungen und Wünsche sind zu richten an Stadt Bielefeld, Patenschaft Gumbinnen, 48 Bielefeld, Postfach 181. Bei dieser Stelle können Sie auch den neuen Gumbinner Heimatbrief Nr. 25 (1/74) anfordern, in dem Sie weitere wichtige Hinweise für die 250-Jahr-Feier in Bielefeld finden. Weisen Sie auch Ihre Verwandten und Bekannten darauf hin. Ebenso können Sie Ihre Kollegen und Vereinskameraden dazu aufrufen, sich in Bielefeld in diesen Tagen zu versammeln. Wünsche für Bereitstellung von Zimmern und Tischen im Haus des Handwerks können aus diesem Grund ebenfalls an die genannte Patenschaftsgeschäftsstelle gerichtet werden.

Heiligenbeil

Kreisvertreter: Georg Vögerl, 1 Berlin 41 (Steglitz), Buggestraße 6, Telefon 0 30 / 8 21 20 96.

Über 1000 Heiligenbeiler beim Hauptkreistreffen in Burgdorf — Die Treue zur angestammten Heimat stellt bei derartigen Veranstaltungen die Politik, die Ferienzeit und selbst das aktuelle Sportgeschehen in den Hintergrund. Das bewies der gute Besuch unserer Landsleute beim Hauptkreistreffen in der Patenstadt Burgdorf bei Hannover. Wiederum bewahrheitete sich die erfreuliche Tatsache, daß das Wort „Heimat" noch eine Bedeutung hat. Angesichts der vielen Belastungen durch die Ostpolitik und deren Auswirkungen, ist man ehrlich überrascht über das zur Zeit so starke Interesse der Landsleute. Denn es ist ja nicht so, daß sich Landsleute in ihrem Patenkreis treffen, um nur alte Bekannte, Verwandte oder Freunde wiederzusehen. Das läßt sich auch im kleineren Kreis machen. Sie wollen vielmehr in großer Zahl demonstrieren, daß sie ihre Heimat nicht vergessen und damit aufgegeben haben. Aber auch die menschliche Bedeutung dieser Zusammenkünfte ist hoch einzuschätzen. Sie sind eine trostreiche Quelle innerer Stärkung und vermitteln eine Art familienhaften Zusammenhörigkeitsgefühls, daß die Stunden des Verlassenseins mildert und jenen inneren Halt gibt, den der Mensch benötigt. Denn das menschliche Herz bedarf der Wärme, die die Nähe vertrauter Menschen ausstrahlt und der unnachahmliche Tonfall der heimatlichen Laute zu vermitteln vermag. Die Freude des Wiedersehens mit einem bekannten Gesicht aus dem Heimatdorf oder der Heimatstadt, das traute Wort mit dem früheren Nachbarn usw. bringen eine Wirkung für Standhaftigkeit des Vertriebenen gegen Versuche und Anfechtungen der Radikalisierung — aus welcher Wurzel auch immer — und haben mehr geleistet, als die Mehrzahl aller Ermahnungen von Staats wegen. Die regelmäßigen landsmannschaftlichen Zusammenkünfte haben daher immer noch einen mehrfachen Sinn, deren Bedeutung keineswegs vorbei ist. Es ist daher ganz entschieden falsch, die Treue und Verbundenheit zur Heimat von verschiedenen Seiten als Revanchismus zu verurteilen. Es ist daher erfreulich und dankenswert, welche große Bedeutung der Patenkreis und die Patenstädte Burgdorf und Lehrte dem Heimattreffen beimessen. Man erkannte dies an dem Erscheinen der politischen Prominenz: stellvertretender Landrat Schaper, ehemaliger Oberkreisdirektor Wullekopf, Oberamtmann Breyer vom jetzigen Landkreis Hannover, Burgdorfs Bürgermeister und Vorsitzender des Bundes der Vertriebenen, Kannacher (früher Ostseebad Cranz), mit dem stellvertretenden Bürgermeister Hogreve, Stadtdirektor Bindseil, Stadtoberamtsrat Becker und dem früheren Bürgermeister Reppenhagen. Die Stadt Lehrte war durch Stadtdirektor Dr. Hoyer und Stadtrat Dannebeck vertreten, ferner die beiden stellvertretenden Kreisvorsitzenden des BdV, Hille und Trieskiel. Den Auftakt zum Kreistreffen bereitete am Freitag eine Zusammenkunft in Form eines Herrenabends im Gasthof „Zur Sorgenser Mühle" in Anwesenheit der oben erwähnten Persönlichkeiten und der Mitglieder des Kreisausschusses der Kreisgemeinschaft. Nach einem delikaten Matjesessen entwickelte sich bald eine aufgeschlossene und frohe Stimmung, wobei das bereits bestehende freundschaftliche Patenschaftsverhältnis weiter gefestigt wurde. Aus den verschiedenen Tischreden erkannte man den Willen zur Gemeinsamkeit, für eine verständnisvolle Zusammenarbeit zum Wohle aller unserer Interessen. Der Sonnabend begann mit einer Arbeitstagung des Kreistages und des Kreisausschusses. Nach der Begrüßung durch Kreisvertreter Georg Vögerl gedachte er der in letzter Zeit verstorbenen Mitarbeiter Artur Blumenthal-Schönrade, Albert Teschner-Brandenburg, Herbert Grube-Alt-Streitswalde, Robert Unruh-Follendorf, Karl August Knorr-Marienhöhe, Paul Heß-Thomsdorf und Hermann Haack-Königsdorf. Ferner gedachte er des kürzlich verstorbenen Sprechers, der LMO von Braun, und des Landrats a. D. Willy Müller-Isernhagen. Nach einem Bericht zur politischen Lage kam Vögerl auf die Veränderungen im Kreis Burgdorf zu sprechen, der seit dem 1. April 1974 aufgehört hat zu existieren. Nach der Verabschiedung des Gesetzes über die kommunale Neuordnung im Großraum Hannover sind die bisherigen selbständigen Kreise Burgdorf, Neustadt und Springe im Landkreis Hannover zusammengeschlossen. Eine Veränderung im Patenschaftsverhältnis des bishrigen Landkreises Burgdorf zum Landkreis Heiligenbeil ist mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht zu erwarten. Einen ausführlichen Bericht als Kreisgeschäftsführer gab Lm. Kuhn, dem viel Erfreuliches, aber auch einige Sorgen zu entnehmen war. Über das in Arbeit befindliche Buch „Der Kreis Heiligenbeil" referierte der Verfasser Lm. E. J. Guttzeit. Ausführlich legte er dar, wie schwierig es sei, ein Heimatbuch zu verfassen, dessen geschichtlicher Inhalt sich auf etwa 600 Seiten erstrecke. Er bat um Verständnis, daß angekündigte Termine nicht gehalten werden konnten, weil er fast allein auf sich angewiesen sei, da die erwartete Mitarbeit von Wissensträgern so gut wie ganz ausgeblieben sei. Da sich ein Teil der Manuskripte bereits im Druck befinde, rechne er damit, daß spätestens bis zum Weihnachtsfest das Buch erscheinen werde. Der angekündigte Buchpreis von 30,— DM behält Gültigkeit für alle Besteller, die bereits bezahlt haben. Denjenigen, die das Buch bestellen, aber noch nicht bezahlt haben sei empfohlen, dies bald nachzuholen. Nach Fertigstellung des Buches, dessen Termin wir im Ostpreußenblatt bekannt geben werden, muß mit einem Stückpreis von etwa 45,— bis 50,— DM gerechnet werden. Wer das Buch noch nicht bestellt hat, wende sich baldmöglichst an Dietrich Korsch, Sonderkonto, 3003 Ronnenberg 3, Breslauer Platz 9, Postscheckkonto Nr. 3988 88-305, Postscheckamt Hannover. Guttzeit gab ferner bekannt, daß das Heimatblatt Folge 20 bereits im Druck sei und im August versandt werde. Über die Kassensituation äußerte sich der Kreiskassenwart Korsch befriedigend. Neu in den Kreisausschuß wurde Lm. Siegfried Dreher, Zinten, einstimmig gewählt. Sein Interesse liegt bei der Kulturarbeit. — Über ein Sondertreffen der ehemaligen Angehörigen des „Deutschen Roten Kreuzes" sowie über die weiteren Veranstaltungen berichten wir in den nächsten Folgen des Ostpreußenblattes.

Königsberg-Stadt

Stellv. Stadtvorsitzende: Erich Grimoni, 493 Detmold, Postfach 296, und Günter Boretius, 4 Düsseldorf, Bismarckstraße 90 (zugleich Geschäftsstelle).

Haberberger Mittelschulen — Dieser Tage erfolgte in Stadthagen, Gaststätte „Bornau Eck", ein Klassen-(Entlassungsjahrgang: 1936) und Schultreffen der ehemaligen Haberberger Mittelschüler aus Königsberg (Pr). Den Gedanken, sich nach so vielen Jahren wiederzusehen, faßte Heinz Werner. In Kleinarbeit wurden viele Anschriften ermittelt und zahlreiche Briefe versandt. Beim Wiedersehen gab es — im Beisein des Rektors Ohloff, heute 81jährig bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn in Salzuflen lebend — viel zu erzählen, und die Fotos aus früherer Zeit weckten viele Erinnerungen. Den weitesten Weg zurückgelegt hatte Gustav Glaser, heute Masch.-Ing. in Heidelberg. Daneben waren ehemalige Schüler aus dem „Kohlenpott", aus Bielefeld, Hamburg, Bremen, Soltau und nicht zuletzt aus Schleswig angereist. Sie alle erlebten das Schaumburger Land mit Steinhude und dem Wilhelmstein, das niedersächsische Staatsbad Bad Nenndorf mit dem Besuch des Agnes-Miegel-Hauses und der Grabstätte, das Schloß in Bückeburg, ebenso das Hubschrauber-Museum, die „Süße Mutter" und Obernkirchen mit dem Besuch des Geburtshauses von Admiral Scheer. In Stadthagen erfolgte eine Stadtführung unter Leitung von Herrn Munk vom Heimatverein. Die Teilnehmer waren erfreut und überrascht über so viel Stadtgeschichte und alte Baudenkmäler. In den Abendstunden gings nach „Bornau Eck" zum geselligen Beisammensein, und jeder fühlte sich wie zu Hause; denn an der Spitze lagen ostpreußische Gerichte wie „Königsberger Klopse", „Beetenbartsch" und „Sauerkraut mit Kaßler in Sahnesoße".

Labiau

Kreisvertreter: Hans Terner, 213 Rotenburg/Wümme, Imkersfeld 23, Telefon 0 42 61/34 67 und 28 67. Geschäftsstelle: Günter Boretius, 4 Düsseldorf, Bismarckstraße 90.

Bericht vom Hauptkreistreffen — Der 16. Juni, an dem unsere Kreisgemeinschaft das 25. Kreistreffen begehen konnte, war erneut durch hohe Beteiligung gekennzeichnet. Viele Besucher waren aus allen Teilen des Bundesgbietes angereist. Es wurden annähernd 450 Teilnehmer gezählt. Besonders zahlreich vertreten waren ehemalige Bewohner fast aller Orte am Haff und des Großen Moosbruchs. So trafen sich von Gilge alleine 42 Landsleute wieder. Den Auftakt zur Heimatfeierstunde bildete in dem festlich dekorierten Saal im Hause des Sports der Ostpreußenchor Hamburg. Nach der Begrüßung durch den Kreisvertreter wendete sich Pfarrer Marienfeld, jetzt Iserlohn, an die Gemeinschaft. Er legte dabei Worte aus dem Römerbrief zugrunde und verwies auf den Begriff des echten Friedens. Anschließend nahm der Kreisvertreter die Totenehrung vor. Es wurde zuerst des Sprechers der Ostpreußen, von Braun, gedacht. Für alle Landsleute, die im vergangenen Jahr in unserer Kreisgemeinschaft zu beklagen sind, wurde namentlich des ältesten Landsmannes Spitzkowsky, Gilge, gedacht, welcher im 100. Lebensjahre auf Sylt starb. Ebenso galt die Ehrung unserem Kreistagsmitglied Schulz-Liebenfelde. Kreisvertreter Terner begann in seiner Ansprache mit einem Rückblick auf die Kreistreffen seit 1949, sowie das Entstehen unserer Kreisgemeinschaft und dem damit verbundenen Wirken der Kreisvertretung. Er gab aller Freude darüber Ausdruck, daß Oberkreisdirektor Dr. Quidde gerade diesen Tag als Anlaß zu einem ersten Besuch des Kreistreffens nahm, und bezog sich damit auf die überzeugend entgegengebrachte Patenschaft. Die wenigen Nachrichten über den heutigen Zustand lassen erkennen wie sehr sich das Bild der Heimat verändert habe. Terner trat der Meinung von Zeitkritikern entgegen, die Vertriebenen jetzt als ungelöstes Problem einzustufen. Dabei begründete er die nach wie vor hohe Bedeutung unserer Heimatarbeit und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir den Mut und die Kraft behalten mögen, wie es ostpreußischer Wesensart entspreche. Nach dem Ostpreußenlied gab OKD Dr. Quidde zum Ausdruck, mit vollem Herzen an unserem Treffen teilzunehmen, und überbrachte die Grüße von Landrat Grube. Er unterstrich die enge Verbindung durch die Patenschaft, die nunmehr in die Heimatpflege Land Hadelns einbezogen sei. Dr. Quidde verwies auf das 25jährige Bestehen des Grundgesetzes, das uns einen klaren Auftrag gebe, der sehr ernst zu nehmen sei. Wenn auch die Gebietsreform in Niedersachsen erfolge, werde Land Hadeln unter anderer Verwaltung immer seine Verpflichtungen wahrnehmen. Da der Patenkreis auch für Urlaub und Reise sehr geeignet sei, verband er die Hoffnung, daß sich jegliche menschlichen Kontakte weiter vertiefen mögen. Zum Abschluß der Heimatfeierstunde überreichte der Kreisvertreter sowohl der ältesten Teilnehmerin, Frau Obersteller, Labiau, 85 Jahre, sowie zwei 78 und 79 Jahre alten Landsleuten eine Aufmerksamkeit. Ebenso wurde eine Dame aus Markthausen, die nachweislich 25mal das Treffen besuchen konnte, mit Blumen bedacht. Unsere Jüngsten erhielten Ostpreußenpuzzle und Quartett. Nachdem am Nachmittag die Kreisvertretung einen Beschluß gefaßt hatte, den Gedenkstein in Otterndorf zu verwirklichen, erbrachten erste Spenden bereits eine solche Höhe, so daß die bisherigen Pläne feste Formen annehmen können. An zwei Bücherständen wurde reichhaltige Literatur und Kartenmaterial über Ostpreußen angeboten. — Weiterer Bericht in der nächsten Folge.

Lyck

Kreivertreter: Otto Skibowski, 3570 Kirchhain, Postfach 113, Telefon 0 64 22 / 19 39.

Der 32. Hagen-Lycker Brief ist an alle herausgegangen. Wer ihn nicht bekommen hat, möge sich beim Kreisvertreter melden. Wie bisher bitte auch alle Familiennachrichten, Adressen von Verwandten usw. an ihn schicken. Insbesondere werden Adressen von Lyckern im Ausland erwünscht, damit sie auch den Hagen-Lycker Brief bekommen.

Das Jahrestreffen 1974 findet am 3. und 4. August in der Patenstadt Hagen statt. Näheres im 32. Hagen-Lycker Brief und im nächsten Ostpreußenblatt.

Die „Masurenhilfe Lyck" für die Aussiedler wird weitergeführt. Meldung von Umsiedlern wird umgehend erbeten.

Osterode

Kreisvertreter: Hans Strüver, 333 Helmstedt, Schützenwall 13, Telefon 0 53 51/3 20 73.

Treffen der Lutherschule und Jahnschule — Ulrich Werdermann und Gerhard Behrendt rufen zu einem Treffen der ehemaligen Schülerinnen der Lutherschule und der ehemaligen Schüler der Jahnschule am Vorabend des diesjährigen Kreistreffens in Osterode am Harz auf. Treffpunkt und Veranstaltungslokal am Sonnabend, 31. August, ist das Berghotel „Zur alten Harzstraße" in Osterode; es liegt etwa 150 Meter von der B 241 zwischen Osterode und Clausthal-Zellerfeld und Goslar entfernt. Leider sind die dort vorhandenen Hotelzimmer schon restlos vergeben. Es werden deshalb alle Interessenten gebeten, sich wegen Zimmerbestellungen möglichst umgehend an das Verkehrs- und Reisebüro, 336 Osterode am Harz, Dörgestraße 40, Postf. 1824, Tel. 0 55 22 / 68 55, zu wenden. Wir hoffen, daß recht viele „Ehemalige" am frühen Nachmittag des 31. August am Treffpunkt eintrudeln, damit wir Gelegenheit haben, uns ausführlich über Vergangenheit und Gegenwart zu unterhalten. Unser früherer Lehrer Otto Mruck wird uns mit seiner Anwesenheit beehren. Ferner werden wir wahrscheinlich Filme, Fotos und Dias aus Osterode und Umgebung sehen können, die unser Schulkamerad Walter Horch auf seiner Ostpreußenreise im Juli/August aufnehmen will. Lm. Behrendt weist noch darauf hin, daß alle von ihm registrierten Schülerinnen und Schüler ein Rundschreiben erhalten; um eine Übersicht über die Teilnehmerzahl zu erhalten, bittet er um kurze Mitteilung, gegebenenfalls auch Absage an folgende Anschrift: 8674 Naila, Griesbacher Weg Nr. 31, Telefon 0 92 82 / 83 70.

Wochenendfreizeit in Osterode am Harz — In der Zeit vom 11. bis 13. Oktober findet in unserer Patenstadt wieder eine Jugendfreizeit statt, die von unserem Jugendbeauftragten Lm. Albrecht v. Stein in 6461 Biebergemünd I, Forstamt, durchgeführt wird. Wer daran interessiert ist, wende sich bitte an ihn.

Pr.-Holland

Kreisvertreter Dr. Heinz Lotze, 4131 Rheinkamp-Baerl. Geschäftsführer: Helmut Jänecke, 2210 Itzehoe, Rathaus, Abt. Patenschaftsbetreuung.

Treffen in Köln — Etwa 300 Pr.-Holländer Landsleute kamen zu ihrem Regionaltreffen West in der Wolkenburg in Köln zusammen. Am Sonnabend nutzten schon viele Landsleute, die von weit angereist waren, die Gelegenheit im Wirtshaus zum Spessart, Erinnerungen auszutauschen. Zu diesem gemütlichen Beisammensein hatten sich drei Kölner Stadtverordnete eingefunden. Am Sonntag wurde die Feierstunde mit einer Begrüßung des Heimatkreisvertreters Dr. Heinz Lotze eröffnet. Er dankte dem Stadtratsmitglied Gerhard Wilczek und Familie Hinz für die Vorbereitung dieses Treffens. Wilczek überbrachte im Namen des Oberbürgermeisters der Stadt Köln, John Nes van Ziegler, die Grüße der Stadt und wünschte dem Treffen einen guten Verlauf. Für die Stadtverwaltung Köln entrichtete Rudolf Hinz aus Mühlhausen Grüße an die Landsleute. Die Hauptrede hielt der Chefredakteur des Ostpreußenblattes, Hugo Wellems, der in mitreißenden Worten die Anwesenden vor Resignation warnte, da damit die Vertriebenenfrage in Deutschland gelöst wäre. Die Feierstunde umrahmte musikalisch die Eisenbahnersinggemeinschaft Porz-Gremberghoven unter der Leitung von Herrn Blum. Dank gebührt auch unserem Landsmann Diederichs, Schmauch, der mit seinem Lichtbildervortrag über seine Pr.-Holland-Fahrt 1973 die Heimat den anwesenden Landsleuten näherbrachte. Als abends das Heimatkreistreffen in festlich geschmücktem Saal zu Ende ging, waren sich die Landsleute über den harmonischen, erfolgreichen Verlauf des Treffens einig und baten, wiederum ein Pr.-Holländer-Treffen nächstes Jahr an gleicher Stätte zu veranstalten.

Tilsit-Ragnit

Kreisvertreter: Matthias Hofer, Kiel-Mielkendorf. Geschäftsstelle: Gert-Joachim Jürgens, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8, Telefon 0 41 31/4 23 16.

Ragniter trafen sich in ihrer Patenstadt Preetz — Zu ihrem jährlichen Treffen kamen die Ragniter in ihrer Patenstadt zusammen. Bürgermeister Hermann betonte zu Beginn einer Feierstunde im Hotel „Driller", daß ein derartiges Treffen die beste Gelegenheit sei, die Kontakte zu pflegen und neue Freundschaften zu knüpfen. Der Preetzer Bürgermeister freute sich darüber, daß immer wieder zahlreiche Ragniter den Weg nach Preetz finden, um an dem jährlichen Treffen teilzunehmen. Ein Vertreter der Ragniter sprach anschließend seinen Dank an die Stadt Preetz für die gewährleistete Unterstützung aus und meinte, daß die Stadt Preetz unter anderem die Herausgabe der Heimatbriefe ermögliche und damit eines der wenigen Bindeglieder zur Heimat unterstütze. Außerdem wurde angekündigt, daß die Ragniter beabsichtigen, eine Heimatstube für den Kreis Tilsit-Ragnit einzurichten. Für diesen Zweck würden im Kreisheimatmuseum in Plön schon Erinnerungsstücke aus der Heimat im Osten gesammelt. Dadurch wolle man das kulturelle Erbe der Heimat bewahren. Bürgervorsteher Hans-Dietrich Girnus selbst Ostpreuße, hielt die Festrede. Dabei betonte er, daß das Recht auf Heimat völkerrechtlich im Grundgesetz verankert sei und damit im Gegensatz zu den Ostverträgen stehe, die von der Bundesregierung mit einigen Ostblockstaaten ausgehandelt worden sind. Der Aufruf, die Flüchtlinge und Vertriebenen sollten zu „Schmerz und Opfern" im Interesse des Friedens und der Entspannung bereit sein, habe sich, so fuhr Girnus fort, vor einigen Jahren als bittere Enttäuschung herausgestellt. Man müsse deshalb stark in der Geduld, in der Versöhnung und in dem Nichtvergessen sein. Ferner meinte Girnus, daß jeder dazu verpflichtet ist, die Werte Einigkeit und Recht und Freiheit — wie es in der Nationalhymne heißt, zu verteidigen, und jeder sollte sich dagegen wehren, daß die Begriffe Heimat und Volk immer stärker durch die Worte Umwelt und Gesellschaft verdrängt werden. Im weiteren Verlauf seiner Rede verteidigte Girnus den 17. Juni als nationalen Gedenkfeiertag der Deutschen. Er sei der einzige Gedenktag der deutschen Bevölkerung und müssen deshalb auch beibehalten werden. Einen von anderer Seite vorgeschlagenen Gedenktag am Gründungstag des Grundgesetzes lehnte der Bürgervorsteher ab, denn dadurch würde das aufgegeben, was die Menschen durch den Aufstand am 17. Juni 1953 erreichen wollten, nämlich die Einigkeit des deutschen Volkes.

Lorbeer für den „Caritas-Pfarrer"

Monsignore Paul Kewitsch wurde mit dem Silbernen Brotteller geehrt

Paderborn — Als die Allensteiner Kulturschaffenden zum ersten Male den „Nicolaus-Copernicus-Preis" verliehen, fiel ihnen die Wahl des Preisträgers nicht schwer. Wer in der Kultur die „Entfaltung des Menschen zu größerer Geistigkeit und feinerer Empfindung im Zusammenhang mit dem Hervorbringen von besseren Lebensbedingungen" sieht, wie Alois M. Kosler es einmal definierte, muß in Paul Kewitsch eine einmalige Persönlichkeit aus unserem kulturellen Leben sehen. Hat der als erster mit diesem Preis Ausgezeichnete doch ein Leben lang an nichts anderes gedacht als an die Entfaltung des Menschen, und sah er doch als ein Mittel dafür die Steigerung der Lebensbedingungen. Der soziale Aspekt, den die Kultur zweifellos hat, stand für ihn — neben dem pädagogischen — an erster Stelle.

Das mag vor Jahrzehnten die Wahl seiner Lebensaufgabe bestimmt haben, als er das Gymnasium seiner Heimatstadt Allenstein mit dem Abitur verließ und zum Theologiestudium nach Braunsberg ging, welches in der Priesterweihe im „Dom am Meer" (1935) seine Krönung erfuhr. Die darauf folgende Seelsorge erstreckte sich vor allem auf zwei Gebiete: Auf die Caritas, die Steigerung der Lebensbedingungen, und auf die Jugend, wobei Kewitsch rasch zum Dekanats-Jugendseelsorger aufstieg. Hinzu kam später die Sorge für die Ärmsten der Armen, für die Vertriebenen und Flüchtlinge, zu deren Eingliederung und beruflicher Förderung er alles Menschenmögliche leistete.



Zehntausende, heißt es in einem schlichten Bericht, verdanken dem „Caritas-Pfarrer" materielle Hilfe und neue Existenz. Seit Jahren trägt er die Verantwortung für Lager und Wohnheime; Alters-, Kinder- und Heimkehrer-Heime entstanden auf seine Anregung hin. Als Vorsitzender der Lagerarbeitsgemeinschaft Katholischer Lagerdienst in Nordrhein-Westfalen, als Errichter der „Caritativen Vertriebenen- und Flüchtlingshilfe", der „Katholischen Osthilfe", als Begründer umfangreicher Betreuungsdienste, als Errichter der Förderschulen und Förderschulinternate war er bemüht, Menschen zur „Sozialreife" zu führen und ihnen so höchstmögliche seelische und gesellschaftliche Förderung angedeihen zu lassen. 40 000 jugendliche Spätaussiedler gingen durch seine Einrichtungen; 30 seiner Schulen bestehen heute noch.

Doch Kewitsch wäre nicht im tiefsten Herzen von seiner seelsorgerischen Aufgabe durchdrungen, würde er sein Betreuungswerk nicht auch auf jene ausdehnen, die — ohne Unterschied der Herkunft oder Nationalität — wo immer auch, seiner bedürfen. So hat er sich in vorbildlicher Weise der Gastarbeiter angenommen, soziale Betreuung in den Ausländerzentren ins Leben gerufen und hier nicht nur zur Hebung des Lebensstandards, sondern auch zur Völkerverständigung wesentlich beigetragen.

Seiner Arbeit blieb die Anerkennung nicht versagt. Papst Johannes XXIII. ernannte ihn 1959 in Anerkennung seiner caritativ-menschlichen Leistungen für die Vertriebenen zum Päpstlichen Geheimkämmerer. Seine „Verdienste für Volk und Staat" wurden durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse gewürdigt.

Die höchste — und für Monsignore Kewitsch wohl schönste — Auszeichnung, die nicht allein ihm, sondern allen in sein Aufbauwerk einbeschlossenen Helfern gilt, war die Verleihung des „Silbernen Brottellers", der höchsten Auszeichnung des Deutschen Caritas-Verbandes. Eine sehr seltene Ehrung, die in der Diözese Paderborn neben der Verleihung an den Kardinal nach dem Kriege nur ein einziges Mal — an Monsignore Kewitsch — erfolgte.

Die Stadt Allenstein, seine Heimatstadt, ehrte Paul Kewitsch anläßlich seines 65. Geburtstages durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft und der Würde eines Ehrenstadtvertreters mit Sitz und Stimme im Vorstand der Stadtvertretung auf Lebenszeit. In der Ehrenurkunde, die ihm an diesem Festtag feierlich übergeben wurde, wird sein vielseitiges Werk gewürdigt, das einen besonderen kulturellen Akzent trägt: Ein Werk im Zeichen der Menschenliebe, das wie kein zweites beweist, daß wahre Kultur letzten Endes immer Humanitas, also Menschenliebe, ist. **G. H.**

Mit Lieferwagen zur Hochzeit

Gehalt durch Transporte aufgebessert

Joachim G. Görlich

Nicht allzu ernst scheinen es die polnischen Lkw-Fahrer mit ihrem Dienst zu nehmen. Oft benutzen sie die staatlichen Lastkraftwagen zu Privatfahrten oder bleiben der Arbeit aus irgendwelchen Gründen mal mit, mal ohne Lkw fern. Diese Feststellung machte das polnische Verkehrsministerium, das sich in Zukunft die staatlichen Transportunternehmen vorknöpfen will. Die Verkehrspolizei berichtete kürzlich diesem Ministerium, daß jeder fünfte Lkw oder Lieferwagen von seiner Fahrt ohne Ladung zurückkehre.

Bei den Kontrollen der Fahrtenbücher fiel außerdem auf, daß die Fahrer öfters auf eigene Faust unterwegs waren. In Premysl wurde einer erwischt, als er während seiner Dienstzeit Kies für seinen Neubau fuhr. In Köslin besserte ein anderer sein Gehalt mit Möbeltransporten auf. In Breslau kutschierte ein cleverer Lieferwagenfahrer den ganzen Tag Hochzeitsgäste, obwohl ihn sein Transportunternehmen in einen anderen Teil Polens geschickt hatte.

In Ostrowiec Swietocrzyski brach kurzfristig die Lebensmittelversorgung zusammen. Der Grund: die beiden eingesetzten Fahrer machten eine dreitägige Sauftour und blieben dem Arbeitsplatz fern. Aus einem Allensteiner staatlichen Transportunternehmen kam die Kunde, daß dort sieben Lkw-Fahrer innerhalb von zwei Monaten 22 Arbeitstage „blau machten".

Das Verkehrsministerium stellte fest, daß die aufgezählten Beispiele keineswegs Einzelfälle waren, sondern daß die Liste der Mißstände beliebig fortgesetzt werden könnte. Die Verkehrspolizei wiederum beklagte sich darüber, daß viele Berufsfahrer sich kaum um den technischen Zustand ihres Fahrzeuges kümmerten. Um hier wieder nur ein Beispiel für viele zu nennen: 29 von 44 Lkw der Breslauer Milchbetriebe mußten nach einer Kontrolle wegen völliger technischer Verwahrlosung in der Garage bleiben. Dadurch verzögerte sich die Milchversorgung bis in die späten Abendstunden.

Um all diese Mängel zu beheben, wurde jetzt die Verkehrspolizei in ganz Polen angewiesen, sämtliche Berufsfahrer noch strenger unter die Lupe zu nehmen. Die Transportunternehmen dagegen sollen undisziplinierte Fahrer feuern und wegen Betriebsschädigung vor den Kadi bringen. **(co)**

Blick nach Drüben

Tägliche Flugverbindung Danzig—Ost-Berlin

Danzig (jon) — Zwischen Ost-Berlin und dem neuen Danziger Flugplatz Rembiechowo (20 km südlich von Danzig) wurde Anfang Juni eine tägliche Flugverbindung hergestellt, meldet Radio Warschau. Vorläufig verkehrt auf dieser Strecke eine Maschine der polnischen Luftfahrtgesellschaft LOT vom sowjetischen Typ AN - 24 mit 40 Sitzplätzen. In der Hochsaison, ab Juli, soll jedoch eine Iljuschin-Maschine, die 100 Passagieren Platz bietet, eingesetzt werden.

Auf der Suche nach Bernstein

Danzig (jon) — Bohrtrupps vom geologischen Institut in Warschau werden im Raum der Danziger Bucht nach Bernstein suchen. Wie die Zeitung „Trybuna Opolska" berichtet, dürfe mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß in diesem Raum, namentlich im östlichen Teil der Danziger Bucht, größere Bernsteinvorkommen lagern. Bei Bohrungen östlich von Stolp (Pommern) habe man bereits „bernsteinhaltigen Sand" entdeckt. Während der Bausandgewinnung an der Stolper Bank (eine vor Stolpmünde in der Ostsee gelegene Untiefe) seien sogar größere Bernsteinklumpen gefunden worden.

Wisente werden zur Plage

Danzig (jon) — Die sich schnell vermehrenden Wisentherden in Polens Wäldern bereiten den zuständigen Forstbehörden allmählich beträchtliche Sorgen, heißt es in einem Artikel des Danziger Parteiorgans „Glos Wybrzeza". Allein im Urwald von Bialowieza (Nordostpolen) leben 272 Wisente, die den angrenzenden Landwirtschaftsbetrieben große Schäden anrichten. Weitere 116 dieser königlichen Tiere verteilen sich auf den Borkener Forst, Kreis Angerburg, in Ostpreußen, und das Wisentreservat bei Pleß in Oberschlesien. Es sei dringend nötig, so heißt es weiter in dem Blatt, daß jährlich mindestens 40 Wisente in ausländische zoologische Gärten exportiert werden, da die polnischen Forstgebiete, in denen die Tiere ansässig sind, unmöglich alle Tiere ernähren könnten. Der Wisentbestand auf der Welt beträgt gegenwärtig 1288 Stück. Der polnische Anteil mit 388 Tieren ist verhältnismäßig hoch.

Rauchverbot setzt sich in Polen durch

Warschau (jon) — Ein rigoroses Rauchverbot tritt am 1. Juli in allen dem polnischen Gesundheitsministerium unterstehenden Dienststellen in Kraft. Das Verbot erstreckt sich nicht nur auf die Krankenhäuser und Polikliniken, sondern auch auf Kantinen, Versammlungs- und Konferenzräume. Die Breslauer Zeitung „Slowo Polskie" nennt das Rauchverbot „den ersten Rechtsakt dieser Art in Europa". Es wird erwartet, so heißt es weiter in dem Blatt, daß in Kürze ein allgemeines Rauchverbot in Speisesälen, öffentlichen Lokalen, Universitätshörsälen, Turnhallen, Speisewagen der Eisenbahn, Vorortzügen sowie in allen kulturellen Einrichtungen Polens eingeführt wird. Eine entsprechende Empfehlung des polnischen Gesundheitsministeriums wurde allen Warschauer Ministerien zugestellt.

Heilsberg erhält größte Milchpulverfabrik

Heilsberg — Mit dem Bau der größten Milchpulverfabrik des Landes wurde, wie Radio Warschau meldet, in Heilsberg begonnen. Die Baukosten des modernen Industrieobjektes sollen rund 300 Millionen Zloty (30 Millionen Mark) ausmachen. **jon**

Walter von Sanden-Guja

Spatzenhorizont

Auf dem verbogenen Gartengitter vor einem Trümmerhaufen unterhielten sich zwei Spatzen.

„Kannst du die Menschen verstehen", fragte der eine.

„Ich habe es nie versucht. Warum fragst du danach?"

„Es geht über meinen Horizont, was sie tun, und ich überlege immerfort. Weshalb bauen sie die großen Raubvögel, von denen sie dann selbst getötet und ihre Steinnester zerschlagen werden? Die fliegenden Eisenvögel sind schlimmer als Sperber und Falken, die uns verfolgen, die wir aber nicht gemacht haben, sondern Gott. Deshalb werden sie wohl dasein müssen. Aber die Menschen schaffen sich selbst Not und Tod. Kannst du mir das erklären?"

„Nein. Ich habe nie darüber nachgedacht. Habe nur die helle Wut bekommen, wenn mit ihren Steinnestern unsere kleinen, weichen Federnester vernichtet wurden."

„Ja", sagte der erste Spatz, „wenn die Menschen sich bekämpfen, denken sie an keinen anderen. Sie sind wie die Elefanten, von denen die Schwalben erzählen. Die zertrampeln auch alles, was unter ihre großmächtigen Beine kommt. Aber das ist nicht das Rätselhafte, sondern, daß sie selbst so vieles schaffen, was ihrem Geschlecht zum Verderben wird, sobald Streit unter ihnen kommt. Meinungsverschiedenheiten gibt es auch unter uns. Aber wenn wir sie nicht durch Zetern und Schilpen belegen können, wenn wir untereinander kämpfen müssen, dann nur mit den Waffen, die wir am Körper tragen — mit Schnäbeln, Krallen und Flügeln. Wie viel weniger Unheil geschähe uns Unschuldigen und Unbeteiligten, wenn die Menschen es auch so machten. Die Wunden, Schmisse und Kratzer bekämen die Streitlustigen und nicht jene, die nichts weiter wollen, als in Frieden arbeiten ... Verstehst du mich? Denkst du auch so?"

Es sind ganz neue Gesichtspunkte für mich", sagte der andere Spatz. „Ich habe noch nie über die Menschen nachgedacht, weil ich sie nicht liebe. Aber du hast Recht, man wird sie beachten und ihnen auf die Finger sehen müssen — sonst verderben sie mit ihrer Menschenwelt schließlich auch unsere Spatzenwelt ..."



Der Bücherschrank

Unser Bücherschrank ist weder eine Buchhandlung noch ein Antiquariat. Alle angezeigten Titel sind jeweils nur in einem Exemplar vorhanden. Weites darüber finden Sie in der ständigen Rubrik „Die Ostpreußische Familie". Folgende Spenden stehen abrufbereit:

Paul Fechter:
Deutscher Osten
Bilder aus Ost- und Westpreußen

John Meldau:
Der Messias in beiden Testamenten
Biblisch orientierte Schrift

Colette:
Die Fessel
Roman

Paul Keller:
Waldwinter
Roman

Soldan-Heppe:
Geschichte der Hexenprozesse

Ernst Wiechert:
Der brennende Dornbusch
Erzählung

Ernst Zahn:
Lukas Hochstraßers Haus
Roman

Gertrude Kircheisen:
Katharina II.
Lebensbeschreibung

Lilly Frick:
Pelztierfarm Horwart
Roman

Louis Barcata:
In Asien wächst der Krieg
Der Ring um China

Käthe Miethe:
Bark Magdalene
Heimatroman

Gottfried Mayerhofer:
Eröffnung vieler Lebensgeheimnisse
Christliche Schrift

Agnes Miegel:
Die Quelle
Erzählungen

Hans Watzlik:
Die Krönungsoper
Ein Mozartroman

Otto Zoff:
Die Liebenden
Roman

Denis Warner:
Der rote Drache wächst
China und seine Nachbarn

Ludwig Ganghofer:
Der Dorfapostel
Hochlandsroman

Eca de Queiroz:
Die Reliquie
Roman aus dem Portugiesischen

Swetlana Allilujewa:
Memoiren der Tochter Stalins

Ernst Wiechert:
Die Jeromin-Kinder
Roman

Hermann Stehr:
Der Heiligenhof
Roman

J. P. Jacobsen:
Niels Lyhne
Roman aus dem Norwegischen

Ernst Lange:
Hauptmann Willy Lange
Lebensbild eines tapferen Soldaten

Emmy Kraetke-Rumpf:
Die Quedlinburger Doktorin
Roman der ersten dt. Ärztin

Gustav Schröer:
Gottwert Ingram und sein Werk
Bäuerlicher Roman

Zsolt Harsanyi:
Mit den Augen einer Frau
Roman

Ludwig Ganghofer:
Der Jäger von Fall
Hochlandsroman

Bekenntnis zu Preußen

Jahrestagung des Zollernkreises auf der Burg Hohenzollern

Am Sonnabend, 20. Juli, findet die sechste Jahrestagung des Zollernkreises im Grafensaal der Burg Hohenzollern bei Hechingen statt. Wie in den vergangenen Jahren werden auch dieses Mal wieder viele prominente Gäste auf der Stammburg der Hohenzollern erwartet.

Die Burg ist ein neugotischer Bau, der vor etwa 120 Jahren auf den Grundmauern der aus dem 11. Jahrhundert stammenden und mehrfach zerstörten ursprünglichen Burg neu errichtet wurde. Als besondere Sehenswürdigkeit bietet die Burg Hohenzollern die letzten Ruhestätten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Diese beiden großen Staatsmänner der deutschen Geschichte waren zunächst in der Garnisonkirche zu Potsdam beigesetzt. Als jedoch im Zweiten Weltkrieg die Russen bedrohlich näherrückten, brachte man die Särge in ein Salzbergwerk in Thüringen. Später wurden sie dann zunächst in die Elisabeth-Kirche in Marburg überführt, um schließlich 1952 ihre letzte Ruhestätte auf dem Stammsitz der Hohenzollern zu finden. In Marburg ruhen übrigens auch Paul von Hindenburg und dessen Frau, die vorher im Tannenbergdenkmal in Hohenstein beigesetzt waren.

Der Zollernkreis entstand am 5. Juli 1969 und erhielt seinen Namen auf Vorschlag des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dem Chef des Hauses Hohenzollern. Dieser „offene Gesprächskreis" hat es sich zur Aufgabe gemacht, „diejenigen zusammenzuführen, die sich zur preußisch-deutschen Tradition bekennen". Aus einem Informationsblatt des Zollernkreises geht weiter hervor: „Es gilt, die Überlieferungen kritisch zu bedenken und mit den Werten der freiheitlich-rechtsstaatlichen Demokratie zu verschmelzen. Die Bewahrung der persönlichen Freiheit jedes einzelnen Menschen ist das höchste Anliegen des Zollernkreises. Er ist an keine politische oder gesellschaftliche Gruppe gebunden und lehnt jeden Radikalismus ab... Durch Vorträge und Aussprachen will der Zollernkreis dazu beitragen, Maßstäbe für unser Volk innerhalb der europäischen Völkergemeinschaften zu setzen." So fanden denn auch in den vergangenen Jahren die Vorträge bei allen Teilnehmern großen Anklang.

Seit 1969 sprachen auf den Jahrestagungen unter anderem so prominente Redner wie Dr. Otto von Habsburg, Professor Dr. Klaus Mehnert und Prof. Dr. Hans Joachim Schoeps.

Im Laufe der Jahre ist die Zahl derer, die an den Aussprachen des Zollernkreises teilnehmen wollen, so groß geworden, daß es für die Veranstalter unmöglich ist, jedes Mal alle Interessenten einzuladen. Deshalb finden in den einzelnen Bundesländern Regionaltagungen statt.

Bemerkenswert ist zudem, daß sich sehr viele junge Menschen für das Anliegen des Zollernkreises interessieren und einsetzen. Der jungen Generation wird deshalb auch ein bedeutender Platz eingeräumt. Im Zollernkreis soll ihr unter anderem die Möglichkeit gegeben werden, die preußische und deutsche Tradition aus einer Warte kennenzulernen, die nichts mit Hurrapatriotismus und verfälschten Vorstellungen zu tun hat.

Auch in diesem Jahr wird Prinz Louis Ferdinand von Preußen traditionsgemäß die Gäste begrüßen. Anschließend behandelt General a. D. Professor Dr. Hans Speidel aus Bonn das Thema „Sicherheit und Entspannung" Die Veranstalter rechnen mit einer regen Beteiligung. **Helga Beck**

KULTURNOTIZEN

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Ein Streifzug durch die ostdeutschen Bühnen. Ferdinand Held-Magney, früher Reichssender Königsberg, Pommersche Landesbühne Stettin; jetzt Iserlohn, liest und rezitiert. Am Donnerstag, 11. Juli, 16 Uhr, im Eichendorff-Saal.

Westdeutscher Rundfunk — 1. „Francesco Petrarca und Schlesien": Über den schlesischen Petrarcismus. Eine Sendung von Wolfgang Schwarz. — 2. „Griechen zwischen Elbe und Weichsel" von Joachim G. Görlich. Am Sonntag, 14. Juli, von 8 bis 9 Uhr, II. Programm.

18 218 wissenschaftliche, öffentliche und kirchliche Bibliotheken mit einem Bestand von 131,4 Millionen Bänden gibt es derzeit in der Bundesrepublik, wie auf der 64. Tagung der deutschen Bibliothekare in Braunschweig bekanntgegeben wurde.

Die Jury des Andreas-Gryphius-Preises hat neben dem Hauptpreis an Peter Huchel je eine Ehrengabe verliehen an Annemarie in der Au (Tilsit), Egon H. Rakette, Franz Liebl und Eva Zeller. Die Preise wurden am 5. Juli in Düsseldorf überreicht. Wir kommen auf die Veranstaltung zurück.

Die Musikabteilung der „Deutschen Staatsbibliothek" in Ost-Berlin besteht 150 Jahre. Die Sammlung mit rund 360 000 Musikalien und Büchern, 15 000 Schallplatten und 60 000 Handschriften zählt neben denen der Nationalbibliotheken in Paris, London und Wien zu den bedeutendsten der Welt und wird jährlich von rund 8000 Musikforschern und Studierenden aufgesucht.

Die Bildhauerin Edith v. Sanden-Guja, geb. von Schlüter, begeht am 15. Juli ihren 80. Geburtstag. Vor sechzig Jahren schloß die Künstlerin die Ehe mit einem Mann der Feder, Walter v. Sanden-Guja, und zog mit ihm auf das schöne Gut im Kreis Angerburg. Ihre künstlerische Begabung, die schon vor der Ehe Ausbildung und Förderung fand, wurde nach dem Ersten Weltkrieg vollendet. Ein Teil ihrer frühen Arbeiten wurden aus dem Zusammenbruch des Zweiten Weltkrieges gerettet; am Dümmersee in der Grafschaft Diepholz fand das Ehepaar ein neues Zuhause und einen neuen Schaffenskreis, bis der Tod Edith von Sanden den Ehegefährten nahm. Über Leben und Werk der Künstlerin werden wir in Kürze berichten.

Bekanntschaften

Witwe, 63/1,58, vollschl., sucht nett. Lebenskameraden, 65—70 J. Zuschr. u. Nr. 42 017 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Beamtenwitwe (50) sucht Briefwechsel m. alleinst., gebild., aber sehr schlichtem und natürl. Pensionär, der ausgespr. land- und naturverbund. ist, gern wandert, Schach spielt u. evtl. ein Freund d. Musizierens ist. Zuschr. unter Nr. 42 087 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Kultivierter, liebevoller Lebenspartner gesucht zw. 50 u. 65 J., zw. gemeins. Lebensabendgestaltung, m. Interesse f. Eigentumsgrundstück, Wandern, Schwimmen, Garten usw., Heirat nicht ausgeschl. Bildzuschr. u. Nr. 42 074 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Ostpreußin, 48 J., wünscht Heirat. Zuschr. u. Nr. 42 078 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Pens., alleinst. Lehrer, 69/1,69, gesund, Haus, Auto, sucht Hausmütterchentyp b. 60 J., Heirat mögl. Zuschr. u. Nr. 42 047 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Schlesier, Arbeiter, kath., 33/1,69, dklbl., sucht auf diesem Wege nett. anständ. Mädchen, keine Raucherin, 25—30 J., zw. Heirat. Bin Nichtraucher u. Nichttrinker, Eigenheim u. Pkw vorh., gutes Aussehen. Bildzuschr. unter Nr. 42 016 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Witwer, 72 J., sucht ält. Frau zw. gemeins. Haushaltsführung. Zuschr. u. Nr. 42 015 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Jg. Mann, 35/1,70, mö. gern nett. ostpr. Mädel kennenl. Zuschr. u. Nr. 42 013 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

85

Am 15. Juli 1974 begeht meine liebe Mutter, Schwiegermutter, Omi und Uromi, Frau

Grete Schakat
geb. Lischewski
aus Königsberg (Pr), Sternwartstr. 68 u. Hansaring 36
jetzt 208 Pinneberg, Rehmen 89
— DRK-Alten- u. Pflegeheim —

ihren 85. Geburtstag.

Es gratulieren und wünschen weiterhin viele Jahre Gesundheit und Gottes Segen
Tochter Gerda
Schwiegersohn Erwin
4 Enkel und 6 Urenkel

Anzeigen knüpfen neue Bande

Nach kurzer Krankheit entschlief mein lieber Bruder und unser Onkel, der

Kaufmann
Max Schoreit
aus Königsberg (Pr)
* 28. 10. 1894 † 7. 6. 1974

Im Namen aller Angehörigen
Nichte Erna Kentrat

Stillen Gedenkens an meine liebe Mutter, Schwester und unsere Tante

Antonie Kentrat
geb. Schoreit
aus Nordenburg (Ostpreußen)
* 1880 † 1965

2215 Hademarschen, Westerstraße 27

Denn Christus ist mein Leben, sterben ist mein Gewinn.

Nach Gottes heiligem Willen verschied heute morgen nach schwerer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter

Anna Schlomm
geb. Witulski
aus Hoverbeck, Kreis Sensburg, Ostpreußen

im 83. Lebensjahre.

In stiller Trauer
die Kinder, Enkelkinder und alle Anverwandten

498 Bünde 11 (Holsen), Am Sportplatz 18, den 25. Juni 1974

Am 2. Juli 1974 ist unsere liebe Mutter, Oma, Schwester und Tante

Gertrud Miemietz
geb. Briggmann
aus Mühlhausen (Ostpreußen)

für immer von uns gegangen. Wir trauern um sie.

Im Namen aller Angehörigen
Doris Joel, geb. Miemietz

407 Rheydt, Lenßenstraße 28

FAMILIEN-ANZEIGEN

Wir geben die Geburt unseres Sohnes

Björn, Uli

am 23. Juni 1974 bekannt.

Fried Lilleike und Frau Monika
Kreis Angerburg und Königsberg (Pr)

2 Hamburg 74, Koolbarg 25

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief meine liebe Schwägerin und Kusine

Hildegard Sprie
* 30. 5. 1898 † 29. 6. 1974

In stiller Trauer
Luise Sprie, geb. Koch
Kurt Krause und Frau Gertraud, geb. Beyer

2 Hamburg 52, Verbindungsstraße 6 a
Trauerhaus: 334 Wolfenbüttel, Wullenweberstraße 10

Die Beisetzung hat in Wolfenbüttel stattgefunden.

Jesaja 43, 1.

Am 22. Juni 1974 entschlief sanft unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Schwester, Großmutter und Urgroßmutter, Frau

Edith Seemann
geb. Lackner
Pfarrfrau aus Goldbach (Ostpreußen)

im Alter von 89 Jahren.

In stiller Trauer
Christa Wenda, geb. Seemann
Pfarrer Herbert Wenda
Liesbeth Schulz, geb. Lackner
Rechtsanwältin Gabriele Pielke, geb. Wenda
Staatsanwalt Walter Pielke
und Urgroßenkel Waltherchen

328 Bad Pyrmont, Immanuel-Kant-Straße 52

Die Trauerfeier fand statt am 28. Juni 1974 in Bad Pyrmont, anschließend erfolgte die Beisetzung in der Familiengruft.



Jahre

wird am 16. Juli 1974 unsere liebe Mutter, Frau

Elisabeth Scharnowski
geb. Zachrau
aus Pillau, Fort-Stiehle
jetzt
344 Eschwege, Schützengraben 2

In dankbarer Freude
die Kinder, Schwiegerkinder
Enkel und Urenkel

Mein lieber Mann, unser guter Onkel

Franz Thiel
aus Friedberg, Kreis Treuburg

wird am 13. Juli 1974
80 Jahre alt.

Zu seinem Ehrentage gratulieren herzlich
seine Frau Frieda Thiel
Nichten und Neffen

493 Detmold 1, Blomberger Straße 328

Frau

Marie Brettschneider
geb. Przytulla
aus Millau, Kreis Lyck
jetzt 24 Lübeck, Rübenkoppel 5

feiert am 11. Juli 1974

ihren 80. Geburtstag.

Dazu gratulieren ihr recht herzlich
IHRE KINDER



Am 18. Juli 1974 begeht unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, Frau

Anni Hundsdörfer
geb. Skrodzki
aus Corallischken, Kr. Memel
jetzt 314 Lüneburg-Oedeme, Kampferweg 20

ihren 80. Geburtstag.

Es gratulieren und wünschen Gesundheit und alles Gute
ihre Kinder
Enkel und Urenkel
in Deutschland und Kanada

Nach schwerer Krankheit entschlief am 3. Juli 1974 meine liebe Frau, meine gute Mutter und Tochter

Margarete Arndt
geb. Schedwill
aus Pr.-Eylau (Ostpreußen)

im 59. Lebensjahre.

In stiller Trauer
Erich Arndt
Gisela Arndt
Marie Schedwill

2 Hamburg 60, Meister-Bertram-Straße 15

Trauerfeier hat am 9. Juli 1974, um 14 Uhr im Krematorium Hamburg-Ohlsdorf in der Halle B stattgefunden.

Am 13. Juni 1974 verstarb plötzlich und unerwartet mein lieber Mann, Vater, Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

Gustav Czytrich
aus Drigelsdorf, Kreis Johannisburg, Ostpreußen

im Alter von 81 Jahren.

In stiller Trauer
Henriette Czytrich, verw. Balkwitz, geb. Kawalek
Fam. Wilhelm Balkwitz, Mönchengladbach

4156 Willich 2, Seidenstraße 30

Familienanzeigen und Nachrufe
können auch telefonisch oder telegrafisch aufgegeben werden

Nach einem erfüllten Leben entschlief am 28. Juni 1974 unsere geliebte Mutter, Schwiegermutter und Omi

Marie Schemborski

geb. Lokowandt

im 89. Lebensjahre.

Ihr Leben war erfüllt von Liebe und Güte.

In stiller Trauer
Elisabeth Segatz, geb. Schemborski
und Familie

3057 Neustadt a. Rbge., Saarstraße 25

Kriminalbeamter i. R.

Fritz Neumann

* 28. 11. 1894 † 28. 6. 1974
aus Tilsit (Ostpreußen)

Sein Leben war Liebe und Fürsorge für uns alle.

In stiller Trauer
im Namen aller Verwandten
Gretel Harbrucker

23 Kiel, Exerzierplatz 11

Die Beerdigung fand am Dienstag, dem 2. Juli 1974, um 14 Uhr auf dem Nordfriedhof statt.

Allen Freunden und Bekannten teilen wir mit, daß mein lieber Mann, unser lieber Vater, Großvater, Bruder und Schwiegersohn

Dr. med. Georg Clemens Sadowski

Facharzt für Lungenkrankheiten

unerwartet in seinem 70. Lebensjahr in Frieden entschlafen ist.

In stiller Trauer
Benedikta Sadowski, geb. Kolb
Dr. med. Peter Sadowski mit Frau Heidrun geb. Raek, und den Kindern
Michael, Andreas, Susanne und Alexander
Paul Wilhelm Sadowski mit Frau Christel geb. Seyfried, und den Kindern
Per Oliver und Britta
Ingrid Sadowski
Marianne Sadowski
Ruth Sadowski, geb. Wachter
mit den Kindern Peter und Sabine
und allen Angehörigen

7967 Bad Waldsee, Biberacher Straße 34, 5. Juli 1974

Beerdigt in Aalen (Württemberg) neben seinem jüngsten Sohn.

Im Glauben an Deutschland lebte, wirkte und starb

Anton Arendt

6. 11. 1902 in Rittergut Wölken — 27. 6. 1974 in Dollerup

Seinen Kindern und Enkelkindern war er ein stolzer, rührend bemühter, richtungsweisender Vater und Großvater.

In Dankbarkeit
Wally Arendt, geb. Schötzki
Martin Voss und Frau Sigrid, geb. Arendt
Frauke, Manfred und Gesa

2391 Dollerup, den 27. Juni 1974

Auf Wunsch des Verstorbenen fand die Beisetzung im engsten Familien- und Bekanntenkreis statt.

Nach langer, schwerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, verstarb heute mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, lieber Opa, unser Bruder, Schwager und Onkel

Otto Schmidt

aus Insterburg, Gartenstraße 11

kurz vor seinem 71. Geburtstage.

In stiller Trauer
Minna Schmidt, geb. Gennat
Anneliese Schmidt
Heinz-Dieter Schmidt
Alfred Schultze und Frau Waltraud, geb. Schmidt
Sabine als Enkelkind
und die Anverwandten

562 Velbert, Danziger Platz 9, den 23. Juni 1974

Nach langem, schwerem Leiden entschlief am 25. Juni 1974 im 76. Lebensjahre mein lieber Mann, unser Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa, Schwager und Onkel

Erich Hilper

aus Weidenfeld, Kreis Schloßberg

Er folgte seinem Bruder

Gustav

nach drei Monaten in die Ewigkeit.

In stiller Trauer
Meta Hilper, geb. Puknat
Kinder und Enkelkinder

222 St. Michaelisdonn, im Juli 1974

Die Beisetzung fand am 28. Juni 1974 auf dem ev. Friedhof in St. Michaelisdonn statt.

Herbert Grigat

General-Landschafts-Amtmann
in Königsberg (Pr)

* 13. 8. 1894 † 26. 6. 1974

Mit ihm geht viel Güte aus unserem Leben.

In Dankbarkeit
Gertrud Grigat, geb. Koss
Helga Stephan, geb. Grigat
Helmut Stephan
Dörte Stephan
und Angehörige

216 Stade, Wendenstraße 43

Mein lieber Mann, unser gütiger Vater, Schwiegervater und Schwager

Hermann Kattoll

aus Alt-Christburg

ist im Alter von 91 Jahren für immer von uns gegangen.

In stiller Trauer
Emma Kattoll
Gerda Donath, geb. Kattoll
Walter Donath
Ilse Neubacher, geb. Kattoll
Franz Neubacher

2362 Wahlstedt, den 30. Juni 1974
Graf-Spee-Straße 6

Fern seiner ostpreußischen Heimat entschlief nach schwerer, mit Geduld ertragener Krankheit, plötzlich und unerwartet, mein lieber Mann, Bruder und Onkel

Franz Lengwenat

geb. 30. 1. 1907 - gest. 27. 6. 1974
aus Ragnit, Tilsiter Straße

In stiller Trauer
Emmi Lengwenat, geb. Podszus
Familie W. Srock

529 Wipperfürth, Nikolausstraße 17, im Juni 1974

Fern seiner geliebten, unvergessenen Heimat entschlief am 27. Juni 1974 mein lieber Mann und herzensguter Vater

Landwirt

Willi Nieden

aus Grosschmieden, Kreis Lyck

im Alter von 74 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Helene Nieden, geb. Schemionek
und Kinder

3201 Hotteln, Erich-Rühmkorf-Straße 8

Die Beerdigung fand am 2. Juli 1974 auf dem hiesigen Friedhof statt.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief mein lieber Mann, unser lieber Vater, Großvater, Schwager und Onkel

Oskar Kaspereit

aus Gr.-Ponnau, Kreis Wehlau

im 72. Lebensjahre.

In stiller Trauer
Ida Kaspereit, geb. Kuschinske
Helga Belz mit Familie
Ulrich Kaspereit mit Familie
x 225 Usedom

5439 Willmenrod, Bornstraße 34

Die Beisetzung fand am 24. Juni 1974 in 5439 Willmenrod statt.

Otto Rausch

11. Juni 1899 — 3. Juni 1974
Bürgermeister der Gemeinde Rotenkamp

Mein geliebter Mann und unser lieber Bruder und Onkel ist von seinem schweren Leiden erlöst worden.

Im Namen aller Angehörigen
Auguste Rausch

2358 Kaltenkirchen, Funkenberg 12

Am 20. Juni 1974 entschlief mein lieber Bruder, unser Vater, Großvater und Onkel

Gustav Chorrosch

Lötzen

im 82. Lebensjahre.

In stiller Trauer
Anna Kablowski, geb. Chorrosch
im Namen aller Angehörigen

206 Bad Oldesloe, Meisenweg 16

Wer so gelebt wie du im Leben
und so erfüllte seine Pflicht
und stets sein Bestes hergegeben,
der stirbt auch selbst im Tode nicht.

Nach einem arbeitsreichen Leben und tapfer ertragener Krankheit hat uns heute meine liebe Frau Oberin und unsere gute Tante

Oberin

Meta Stiller

Ehrenmitglied des Deutschen Roten Kreuzes

im 89. Lebensjahr für immer verlassen.

In stiller Trauer
Gertrud Waschewski
Ilse Stiller, Hamburg
Margrit Stiller, Berlin

Oldenburg, Wilhelmstraße 28, den 3. Juli 1974

Trauerandacht war am Montag, dem 8. Juli 1974, um 12 Uhr in der Gertrudenkapelle; anschließend Beisetzung.

Du leitest mich nach Deinem Rat
und nimmst mich endlich mit Ehren auf. Psalm 73/24

Heute nacht hat der Herr über Leben und Tod meinen lieben Mann, unseren guten Vater, meinen lieben Sohn, Schwiegersohn, Bruder, Schwager, Onkel und Vetter

Joachim Rathke

Diakon

aus Kurschen, Kreis Schloßberg (Pillkallen), Ostpreußen

im Alter von 49 Jahren heimgerufen. Er folgte seinem lieben Vater

Franz Rathke

der in russischer Gefangenschaft verstarb.

In stiller Trauer
Pauline Rathke, geb. Acker
Christiane, Annette, Wolfgang und Thomas
Helene Rathke, geb. Meyer, 4132 Kamp-Lintfort, Mühlenstr. 148
Martin Rathke und Frau Erna, geb. Fronnholz
mit Gabriele und Frank-Markus
Hans Rathke und Frau Gerlinde, geb. Schoer, mit Hans-Joachim

4813 Bethel bei Bielefeld, Bethelweg 76, den 5. Juni 1974

Die Trauerfeier hat am 7. Juni 1974, um 14.30 Uhr, in der Zionskirche stattgefunden. Anschließend war die Beisetzung auf dem Diakon-Friedhof.





Die große Wandlung: Romantische Altbauten müssen gigantischen Wohnblocks weichen, weil sie dem Fortschritt im Wege stehen. Fotos Zander/BfH

Eine Lust zu leben

Vor- und Nachteile einer Sanierung

Hamburg-Pöseldorf, Treffpunkt der modernen jungen Welt. Antiquitätengeschäfte mit mehr oder minder kostbaren Auslagen, Boutiquen mit der neuesten Mode aus London, Paris und Rom, gemütliche Kneipen und Pizzarias. Hier trifft sich alles, was Rang und Namen hat — oder meint zu haben. Farbig angemalte Häuser, die vor Stuckornamenten strotzen, säumen die engen, verträumten Gassen. Im Sommer ist es hier besonders lebhaft: Vorwiegend junge Leute sitzen in den Straßencafés, schnittige Sportwagen „donnern" die schmalen Straßen entlang. Man sieht und wird gesehen.

Aus dem einst so idyllischen Wohnviertel im „piekfeinen" Hamburger Stadtteil Harvestehude ist ein Jahrmarkt geworden. Wo früher Handwerker ihre Werkstätten und Wohnungen hatten, leben heute vorwiegend vermögende Snobs in teuren Appartements. Bürgerinitiativen kämpften vergebens um die ursprüngliche Form des traditionellen Viertels.

In fast allen Städten der Bundesrepublik müssen kleine Mehrfamilienhäuser gigantischen Wohnblocks weichen, werden malerische Winkel durch große Kaufhäuser und „Versicherungskästen" zerstört. Straßen werden aufgerissen und verbreitert. Uralte Bäume werden abgeholzt, weil sie dem Fortschritt im Wege stehen.

Über eines müssen wir uns allerdings im klaren sein: so wie vor 100 Jahren können wir nicht mehr leben. Die kleinen Wohnungen reichen heute meistens nicht mehr aus. Der Wohlstand und die Bedürfnisse der Menschen sind gewachsen. Immer mehr junge Ehepaare und Alleinstehende suchen einen Platz, wo sie ungestört leben können. Die typischen Großfamilien von Anno dazumal gibt es nicht mehr. Jeder möchte heute seine eigenen vier Wände haben. So ist es denn verständlich, wenn mehr Wohnblocks gebaut werden, die nicht unbedingt schön, dafür aber zweckmäßig sind.

Zeichen unseres Wohlstandes

Ein weiteres Zeichen unseres Wohlstandes ist die ständig zunehmende Zahl der Personenkraftwagen. Selbst modern angelegte Straßen bewältigen kaum das Verkehrsaufkommen. Fast jeder von uns wird es sicher schon einmal erlebt haben, wie lästig verstopfte Straßenzüge zum Feierabend sein können. Wie gern würde man jetzt auf einer vierspurigen Stadtautobahn fahren! Leider vergessen wir dabei die zahlreichen Schrebergärten und Wohnhäuser, die abgerissen werden müssen, um diesen Komfort überhaupt zu ermöglichen.

Ohne Zweifel sind heute die meisten Altbauten sanierungsbedürftig. Allein in West-Berlin gibt es noch 250 000 Wohnungen ohne Bad. 115 000 dieser alten Häuser können nicht einmal ein eigenes WC aufweisen. Baufällige Treppen, Wände, von denen der Putz abbröckelt, und Hinterhöfe, in denen übelriechende Abfalltonnen stehen, sind kennzeichnend für die Sanierungsviertel. Da die Mieten aber verhältnismäßig niedrig gehalten werden können, leben hier vorwiegend junge Leute und Familien mit geringem Einkommen.

Neben den niedrigen Mieten haben solche Altbauviertel noch andere Vorteile. Die vielgepriesenen „zwischenmenschlichen Beziehungen" sind weitaus intensiver als in anonymen Wohnsiedlungen. Mindestens innerhalb einer Straße kennt jeder jeden. Man ist aufeinander angewiesen, denn häufig fehlen soziale Einrichtungen wie Kindergärten oder Jugendclubs. So helfen sich denn die Nachbarn gegenseitig bei Krankheiten oder Unglücksfällen. Hausfrauen treffen sich zu einem Plauderstündchen beim Kaufmann an der Ecke und passen tagsüber auf die Kinder der berufstätigen Nachbarin auf. Alte Leute sitzen auf den Bänken vor den Häusern und beobachten spielende Kinder. Geht man dann abends einmal durch diese beschaulichen Straßen, kann man hin und wieder Menschen entdecken, die sich über die Fensterbrüstung hinweg mit ihrem Nachbarn unterhalten. Die Qualität solcher Innenstadtgebiete liegt darüber hinaus in der überaus günstigen Lage zu Arbeitsplätzen, Schulen und öffentlichen Verkehrsmitteln.

Stadtplaner und Architekten sollten deshalb ihr Möglichstes tun, damit diese Wohngebiete in ihrer ursprünglichen Form erhalten bleiben. Leider gibt es aber immer wieder Hausbesitzer, die hohe Ausgaben scheuen und ihr Eigentum vernachlässigen. Sie stecken eher Geld in moderne Neubauten, als sich die Mühe zu machen, ihre alten Häuser entsprechend zu renovieren. Überdies können sie für die neuen Wohnungen wesentlich höhere Mieten veranschlagen als für renovierte Häuser.

Der Sinn einer Sanierung liegt klar auf der Hand: Wohnungen sollen menschenwürdiger, aber nicht teurer werden. Um dies zu erreichen, müssen jedoch viele Hindernisse überwunden werden. Zu langsame und zu teure Herstellung erhöht die Mieten. Baugesetze, Rechtsverordnungen und Finanzierungsbedingungen erschweren die Verwirklichung der Pläne. Würde man nämlich die Vorschriften, die vornehmlich auf Neubauten zugeschnitten sind, buchstabengetreu anwenden, müßte man genaugenommen all das abreißen, was man eigentlich erhalten will.

Nicht nur die totale Renovierung baufälliger Gebäude gibt den Planern zu denken, auch die allgemeine Verschönerung des Stadtbildes bereitet den Verantwortlichen erhebliches Kopfzerbrechen. Vor kurzem machte in Aachen eine Aktion von sich reden, bei der junge Leute Säcke „Graues Aachen" verkauften: In den handsignierten, numerierten Leinenbeuteln befand sich ganz schlichter Mörtel. Der Protest der Jugendlichen gegen das Ordnungsamt wurde durch eine Anordnung der Behörde hervorgerufen. Sie hatte ihnen nämlich untersagt, die triste Betonfassade ihres Wohn- und Geschäftshauses von dem Maler Peter Lacroix gestalten zu lassen.

Diese Ablehnung stand allerdings im Widerspruch zu einer Initiative der Stadt: Während einer Veranstaltung hatte sie nämlich namhafte Künstler verpflichtet, Straßen und Fassaden zu bemalen. Jetzt aber wird amtlicherseits die „farbliche Reizwirkung" als Störung im Gesamteindruck des Straßenbildes bezeichnet. Die Bauaufsichtsbehörde befürchtete, „der Durchschnittsbeschauer" könnte „in seinem ästhetischen Empfinden verletzt werden". Der Bauausschuß des Stadtrates bezog sich schließlich nach einer Ortsbesichtigung auf den Paragraphen 14 der Bauordnung, der vorschreibt, bauliche Anlagen seien auch von ihrer Farbe her so zu gestalten, daß sie „nicht verunstaltend" wirken. Sollte man daraus schließen, daß manche Stadtväter nach dem Motto „Nur nicht auffallen" handeln und graue, eintönige Fassaden lieber als bunte, farbenfrohe sehen?

Allerdings kann man mit Farbe allein die Baufälligkeit vieler Häuser doch nicht vertuschen, deshalb ist es notwendig, Altes abzureißen und Neues zu bauen. In den meisten Fällen werden dann monotone Wohnsilos mit mehreren hundert Wohnungen errichtet, um Platz zu sparen.

Das Problem der Eintönigkeit scheint mir mit dem Corbusier-Haus in West-Berlin am ehesten gelöst zu sein. Auf einem parkähnlichen Gelände baute der französische Künstler und Architekt Le Corbusier dieses Hochhaus mit über 500 Wohnungen. Farbige Balkonverkleidungen und eine asymmetrische Aufteilung der Stockwerke lockern die Fassade dieses Betonklotzes auf. Unzählige Geschäfte, Sauna und Schwimmbad und eine eigene Kraftstation machen die Bewohner weitgehend unabhängig vom übrigen Stadtgeschehen. Der Berliner Volksmund, bekannt für seine Schnoddrigkeit, behauptet sogar, im Corbusier-Haus gäbe es auch ein Krematorium.

Isolation und Anonymität — eine Gefahr für unsere Zukunft?

Besteht nun in derartigen Bauten unsere einzige Chance für die Zukunft? Wir sollten nämlich auf keinen Fall die Gefahr verkennen. Isolation und Anonymität bedrohen die Bewohner, denn letzten Endes sind diese Riesenobjekte fast eine Stadt für sich! Kaum kennt ein Bewohner dieser Wohnsilos seinen Nachbarn. Man hat sich zwar einmal auf der Treppe gegrüßt, doch nähergekommen ist man sich keineswegs. Geschieht es nicht häufig, daß ein alter Mensch allein in seinen vier Wänden stirbt und wochenlang dort liegt, nur weil kein Mensch sich um ihn kümmert?

Anläßlich des IV. Kunstkongresses in Göttingen stellten Stadtplaner, Architekten und Soziologen die Behauptung auf, unsere Städte glichen einem „Motor, der unverkleidet ist". Eine endgültige Lösung fand man auf diesem Kongreß allerdings auch nicht. Alle Beteiligten betonten, die Leitbilder früherer Zeiten seien ins Wanken geraten. So sind heute die Planer zwischen den widersprüchlichsten Vorstellungen hin- und hergerissen. Sollen die Städte verdichtet oder aufgelockert werden? Soll man eher Wert auf (billige) Quantität oder (teure) Qualität legen? Soll der Hochhausbau noch forciert werden oder geht man besser wieder zu kleineren Einheiten über? All diese Fragen sind bisher ungelöst.

Böse Attacken richteten Teilnehmer des Kongresses gegen die „Großkonzerne, Versicherungen und Kaufhäuser", die angeblich die Hauptschuld an der Verschandelung und Verödung der Innenstädte tragen. Tatsache ist, daß nach Feierabend die meisten Straßen wie leergefegt sind. Ab und zu kann man spät abends noch ein paar Müßiggänger beobachten, die sich nach einem Kinobesuch Schaufenster anschauen. Straßencafés und andere Attraktionen haben unsere Städte nur selten zu bieten.

Bei all diesen Problemen und Vorwürfen sollte man jedoch einen Punkt besonders beachten: Die Wünsche der Bürger sind so vielschichtig, daß die Planer nicht auf jeden einzelnen eingehen können. So verlangen z. B. Autofahrer unbedingt vierspurige Stadtautobahnen und eine genügende Anzahl Parkhäuser. Naturfreunde dagegen wollen auf gar keinen Fall auf ihre Schrebergärten verzichten. Berufstätige ziehen große Kaufhäuser und Selbstbedienungsläden in der City vor, in denen sie nach Feierabend noch schnell etwas einkaufen können. Hausfrauen jedoch möchten nicht auf ihren Kaufmann an der Ecke verzichten, bei dem man auch anschreiben kann.

An diesen gegensätzlichen Meinungen erkennt man deutlich, daß es die ideale Stadt gar nicht geben kann: Alle Interessen sind schwerlich „unter einen Hut" zu bringen. Doch wenn einige Politiker mit dem neuen Schlagwort „mehr Lebensqualität" tatsächlich Wählerstimmen gewinnen wollen, müssen sie schon im kleinen versuchen, die Qualität des Lebens zu verbessern. Das bedeutet in unserem Fall: Sanierung menschenunwürdiger Behausungen, Errichtung individuell gestalteter Häuser und vor allem Erhaltung des Ursprünglichen. Wir brauchen malerische Winkel, lebendige Innenstädte und Wohnungen, in denen es Spaß macht zu leben.

Silke Steinberg